Fachhochschule Nordwestschweiz
Hochschule für Soziale Arbeit

Einfluss nehmen durch das Erzählen von Märchen

Resilienzförderung bei Kindern und Jugendlichen in sozialpädagogischen Wohnheimen



Abb. 1: Resilienz

Marina Bisang

Eingereicht bei: Dr. Jan Willem Nieuwenboom

Bachelor Thesis an der Hochschule für Soziale Arbeit, Fachhochschule Nordwestschweiz, Olten, eingereicht im Juni 2015 zum Erwerb des Bachelor of Arts in Sozialer Arbeit

Abstract

Kinder und Jugendliche in sozialpädagogischen Wohnheimen kommen meistens aus prekären familiären Verhältnissen, zeigen häufig ein auffälliges Verhalten und haben Mühe, ein adäquates Verhalten in belastenden Situationen zu zeigen.

Ergebnisse der Resilienzforschung belegen, dass ein Grossteil der Kinder und Jugendlichen, welche in prekären Lebenssituationen und damit verbundenen Belastungen aufwachsen, sich positiv und gesund entwickeln im Vergleich zu denjenigen Kindern und Jugendlichen, welche in gleich belastenden Umständen eine psychische Beeinträchtigung wie Devianz oder körperliche oder psychische Krankheiten entwickeln. In der Fachwelt wird dieses Phänomen als Resilienz bezeichnet.

Märchenerzählungen als Jahrtausende altes Unterhaltungsmittel von Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen enthalten wertvolle Botschaften und resiliente Inhalte, welche insbesondere Kinder und Jugendliche auf ihrer Entwicklungsreise ins Erwachsenenalter unterstützen und befähigen können, einen Umgang mit den belastenden Situationen und Herausforderung des Lebens zu finden.

In der vorliegenden Bachelor Thesis wird auf die Frage eingegangen, inwiefern Märchenerzählungen die Resilienz bei Kindern und Jugendlichen in sozialpädagogischen Wohnheimen fördern kann. Märchenerzählungen als resilienzfördernde sozialpädagogische Massnahme soll den Kindern und Jugendlichen ermöglichen, einen Umgang mit den belastenden Lebenssituationen und daraus resultierenden Auffälligkeiten zu finden, indem Resilienzfaktoren gefördert, erworben und erhalten werden, durch welche die bestehenden und zukünftigen Belastungen des Lebens erfolgreich gemeistert werden können. Anhand von drei Grimm-Märchen wird veranschaulicht, wie die sozialpädagogische Intervention der Märchenerzählungen in der Praxis Anwendung finden könnte.

Inhaltsverzeichnis

1 EINLEITUNG 1

2 SOZIALPÄDAGOGISCHE WOHNHEIME 3

2.1 DEFINITION SOZIALPÄDAGOGISCHE WOHNHEIME 3

2.2 AUFTRAG VON SOZIALPÄDAGOGISCHEN WOHNHEIMEN 4

2.3 KLIENTEL VON SOZIALPÄDAGOGISCHEN WOHNHEIMEN 4

2.4 AUFTRAG VON SOZIALPÄDAGOGINNEN UND SOZIALPÄDAGOGEN 5

2.5 ZWISCHENFAZIT 7

3 DAS RESILIENZKONZEPT 8

3.1 HERLEITUNG VON RESILIENZ 8

3.2 BEGRIFFSBESTIMMUNG VON RESILIENZ 9

3.3 MERKMALE VON RESILIENZ 10

3.4 DAS RISIKO- UND SCHUTZFAKTORENKONZEPT 11

3.4.1 Das Risikofaktorenkonzept 12

3.4.2 Das Schutzfaktorenkonzept 12

3.4.2.1 Personale Schutzfaktoren – Resilinzfaktoren 14

3.4.2.2 Soziale Schutzfaktoren – sozialpädagogische Wohnheime 15

3.5 ZWISCHENFAZIT 16

4 MÄRCHEN ALS SOZIALPÄDAGOGISCHE INTERVENTIONSFORM 17

4.1 ERZÄHLUNG 17

4.2 MÄRCHEN 17

4.2.1 Volksmärchen und Kunstmärchen 18

4.2.2 Abgrenzung zu benachbarten Gattungen 19

4.2.3 Strukturmerkmale von Märchen 20

4.2.4 Sinnvermittlung und Wirklichkeit von Märchen 22

4.2.5 Märchenalter 22

4.3 MÄRCHEN IN DER PÄDAGOGISCHEN DISKUSSION 23

4.3.1 Die Grausamkeit versus das Gute in Märchen 24

4.3.2 Märchen in sozialpädagogischen Wohnheimen 26

4.3.3 Resilienzfaktoren in Märchen 26

4.4 ZWISCHENFAZIT 28

5 RESILIENZFÖRDERUNG DURCH MÄRCHENERZÄHLUNGEN IN SOZIALPÄDAGOGISCHEN WOHNHEIMEN 29

5.1 MÄRCHEN ERZÄHLEN 29
5.1.1 Märchen und Rituale 30
5.1.2 Die Wahl des Märchens – Vorbereitung 30
5.1.3 Das Erzählen von Märchen – Umsetzung 31
5.1.4 Nach dem Erzählen – Auswertung 32
5.2 ANWENDUNGSMÖGLICHKEIT IN DER PRAXIS 33
5.2.1 Das Märchen von Hänsel und Gretel 33
5.2.1.1 Die Resilienzfaktoren in Hänsel und Gretel 34
5.2.1.2 Anwendungsmöglichkeiten von Hänsel und Gretel in der Praxis 34
5.2.2 Das Märchen der Wolf und die sieben jungen Geisslein 35
5.2.2.1 Die Resilienzfaktoren in der Wolf und die sieben jungen Geisslein 36
5.2.2.2 Anwendungsmöglichkeiten von der Wolf und die sieben jungen Geisslein in der Praxis 36
5.2.3 Das Märchen von den drei Federn 37
5.2.3.1 Die Resilienzfaktoren in den drei Federn 37
5.2.3.2 Anwendungsmöglichkeiten der drei Federn in der Praxis 38
5.3 ZWISCHENFAZIT 39

6 SCHLUSSFOLGERUNG 40

6.1 ZUSAMMENFASSUNG DER ERKENNTNISSE UND FAZIT 40
6.2 KRITISCHE WÜRDIGUNG UND AUSBLICK 42

1 Einleitung

Das erste Schulpraktikum der Fachhochschule Nordwestschweiz hat die Verfasserin der vorliegenden Bachelorarbeit in einem sozialpädagogischen Kinder- und Jugendwohnheim absolviert. Ein prägendes Abendritual war es, den Kindern und Jugendlichen „gute Nacht" zu sagen. Im Rahmen dieses Rituals gehörte das Erzählen von Gutenachtgeschichten, ob erfunden oder aus einem Buch, dazu. Aufgrund der beruhigenden Wirkung, welche durch die Erzählungen zu erkennen war, fragte sie sich damals, was für eine tiefgreifende Bedeutung hinter dem Erzählen von Geschichten steckt. Dies führte sie zur Thematik, mit welcher sie sich in ihrer Bachelorarbeit auseinandersetzen wollte.

Geschichtenerzählungen existieren, seit es die Menschheit gibt. Jahrzehnte zurück wie auch heute ist das Erzählen von Geschichten ein einfaches und beliebtes Mittel zur Unterhaltung von Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen. Was die Menschen beschäftigt und Träume, Inspirationen, Eindrücke und allgemeingültige Lehren fanden damals wie heute Eingang in mündlich weitergegebenen Geschichten und hinterlassen ihre Spuren.

Märchen als ein Genre von Geschichten erinnern uns meistens an die frühe Kindheit. Der Verfasserin dieser Arbeit kommen dabei Bilder von jenen Tagen, als ihre Mutter ihr und ihren Geschwistern Märchen vorlas in den Sinn und empfindet dieses Familienritual als äusserst bereichernd und wertvoll. Mit dem immer grösser werdenden Leistungsdruck und dem regen Gebrauch von digitalen Medien gerät die alte Tradition des Märchenerzählens immer mehr in Vergessenheit. Oft wird die Meinung vertreten, Märchen seien nur etwas für Kinder und nichts für Jugendliche oder Erwachsene. Jedoch bereichern Märchen nicht nur Kinder, sondern auch Jugendliche sowie Erwachsene mit Botschaften, welche Antworten auf die Fragen des Lebens geben können (vgl. Geister 2010: 119–121).

Weil Märchen Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen wertvolle Botschaften vermitteln und es in der Fachwelt wenige Vorstellungen darüber gibt, wie gezielt und professionell im sozialpädagogischen Kontext mit Märchen gearbeitet werden könnte, hat diese Arbeit zum Ziel, diese Wissenslücke zu schliessen. Um professionell mit Märchen arbeiten zu können, braucht es einen theoretischen Rahmen. In dieser Arbeit wird das Resilienzkonzept beigezogen. Das Resilienzkonzept wird im Rahmen der Gesundheitsförderung und der Prävention in diversen Settings wie Kindertageseinrichtungen, Schulen oder Familien eingesetzt (vgl. Fröhlich-Gildhoff/Rönnau-Böse 2009: 62–83). Dabei existieren verschiedene Modelle, die zur Resilienzförderung eingesetzt werden können. Geschichten und Märchen spielen dabei eine wichtige Rolle und eignen sich, durch deren resilienzfördernden Inhalte aufzuzeigen, dass schwierige Situationen trotz hoher Belastung erfolgreich gemeistert werden können (vgl. Wustmann 2009: 129f.). Märchen sprechen resiliente Verhaltenswiesen wie zum Beispiel die Selbstwirksamkeit oder Problemlösefähigkeiten an, welche je nach

Kontext eine besondere Bedeutung für Kinder oder Jugendliche in einem sozialpädagogischen Wohnheim haben können. Kinder und Jugendliche in sozialpädagogischen Wohnheimen kommen meistens aus prekären familiären Verhältnissen und haben oft Mühe, in belastenden Situationen adäquate Verhaltensweisen zu zeigen (vgl. Trede 2003: 78). Das Erzählen von Märchen soll für Kinder und Jugendliche in sozialpädagogischen Wohnheimen eine Möglichkeit darstellen, durch welche sie einen Umgang mit belastenden Situationen trotz prekären Lebenssituationen erwerben können und lernen, diese erfolgreich zu meistern. Dabei kommt den Resilienzfaktoren, welche in und durch Märchen erfahren werden können, eine wichtige Bedeutung zu. Folglich lautet die Fragestellung der nachfolgenden Bachelorarbeit:

Inwiefern kann das Erzählen von Märchen die Resilienz bei Kindern und Jugendlichen in sozialpädagogischen Wohnheimen fördern?

Die Arbeit wird in vier Teile gegliedert. Im Hinblick auf eine Resilienzförderung wird im ersten Teil auf sozialpädagogische Wohnheime eingegangen. Dabei wird erläutert, wie sich sozialpädagogische Wohnheime definieren, was ihr Auftrag und Klientel sind sowie über was für Fähigkeiten und Kompetenzen Sozialpädagoginnen und Sozialpädagogen verfügen sollten. Im zweiten Teil wird auf den theoretischen Rahmen des Resilienzkonzepts eingegangen. Dabei werden Grundlagen und Ziele des Resilienzkonzepts dargelegt. In einem weiteren Schritt wird eine Verbindung von den Resilienzfaktoren zu den Märchen hergestellt sowie die Bedeutung der Resilienzförderung bei Kindern und Jugendlichen in sozialpädagogischen Wohnheimen erläutert. Es folgt der dritte Teil, in welchem auf die Methodik des Märchenerzählens als sozialpädagogische Intervention eingegangen wird. Begonnen wird mit der Begriffsbestimmung von Märchen. Es wird der Frage nachgegangen, was ein Märchen definiert und wie diese sich gegenüber anderen sehr ähnlichen Gattungen abgrenzen. Des Weiteren wird erläutert, warum sich die sozialpädagogische Intervention der Märchenerzählungen für Kinder sowie Jugendliche eignet. Nach einer Bilanz, in welcher aufgezeigt wird, was für und was gegen Märchen spricht, werden Märchen im Kontext sozialpädagogischer Wohnheime und Resilienzfaktoren betrachtet. Im vierten Teil der Arbeit wird auf die konkrete Umsetzung der sozialpädagogischen Intervention der Märchenerzählungen eingegangen. Drei Märchen der Brüder Grimm schliessen das Kapitel ab. Es wird aufgezeigt, welche Resilienzfaktoren durch die ausgewählten Märchen angesprochen werden können sowie für welche Problemthemen oder Schwierigkeiten der Kinder und Jugendlichen in sozialpädagogischen Wohnheimen die Märchenerzählungen stehen könnten.
In der Schlussfolgerung werden die gewonnen Erkenntnisse zusammengetragen und diskutiert. Eine kritische Würdigung und ein Ausblick runden die Bachelorarbeit ab.

2 Sozialpädagogische Wohnheime

2.1 Definition Sozialpädagogische Wohnheime

Die vorliegende Arbeit konzentriert sich auf die „familienersetzende“ Hilfe, zu welchen die sozialpädagogischen Wohnheime gehören und je nach Klientel eine ergänzende oder teilweise kompensatorische Sozialisationsinstanz für Kinder und Jugendliche darstellt (vgl. Trede 2002: 20). Liegt eine Gefährdung des Kindeswohls im Ursprungsmilieu vor, unterliegt jeder Stimmberechtigte der Meldepflicht an die Kindes- und Erwachsenenschutzbehörde (vgl. Art. 443 ZGB). Je nach Gefährdungsschweregrad werden die Kinder oder Jugendlichen aus den Familien genommen und in Heime oder Pflegefamilien platziert. Fremdplatzierungen sind in der Regel eine Massnahme zum Schutz des Kindes, der Jugendlichen oder des Jugendlichen, sodass deren grundlegende Normen sowie die psychische, seelische und körperliche Gesundheit, welche ein Individuum benötigt, erfahren werden kann (vgl. Art. 3 UN-KRK; Art. 302 ZGB). Dies kann gegen den Willen der Erziehungsberechtigten (vgl. Art. 310 ZGB) oder Klientel geschehen (vgl. Art. 314 ZGB).

Erziehungshilfen werden geleistet oder aktiv, wenn das „Aufwachsen in der Familie – und in den regulären Erziehungs- und Bildungsinstitutionen – von den Eltern oder dem Kind [dem/der Jugendlichen] selbst oder von Aussenstehenden (Schule, Nachbarschaft, Polizei etc.) als irgendwie problematisch, abweichend, störend oder krankhaft eingeschätzt wird“ (Trede 2002: 20).

Wann die sozialpädagogischen Wohnheime als „familienersetzende“ Hilfe zum Einsatz kommen, ist zu einem erheblich grossen Teil abhängig von äusseren Umständen (vgl. Maud Piller/Schnurr 2006: 116). Folglich sind mehrere Entscheidungsträger an einer Heimplatzierung, welche kommunal und kantonal geregelt ist, beteiligt. Hinzu kommt der jeweilige institutionelle Kontext, in welchem die Kinder oder Jugendlichen auffallen und damit verbunden, mit welchen individuellen Vertreterinnen und Vertretern der Schule, der Kindes- und Erwachsenenschutzbehörde, der Jugendberatung oder der Sozialen Arbeit die Betroffenen im gegenwärtigen Zeitpunkt zu tun haben. Weiter haben die Bundesgesetze, das Strafgesetz und das Eingreifgesetz (ZGB), welche über die Kindswohlgefährdung und die auffällig gewordenen, delinquenten Individuen mitentscheiden, ihren Einfluss an der Entscheidung (vgl. ebd.: 116–118.).

Weil Heime in der Regel sehr präzise Vorstellungen bezüglich der Aufnahmebedingungen haben, ist es für die Nachfragerseite oft sehr schwierig, ein Heim zu finden, welches über freie Plätze verfügt und die Betroffene oder den Betroffenen aufnehmen möchte (vgl. ebd.: 114). Des Weiteren tragen Heime, so Maud Piller/Schnurr (2006: 114), „je nach interner Schwerpunktsetzung und Geschichte Bezeichnungen wie: Kinderheim, Schulheim, Erziehungsheim, Jugendheim, Internat, Lehrlingsheim, Wohnfamilie, Wohn-, Schul-, und Therapieheim“.

2.2 Auftrag von sozialpädagogischen Wohnheimen

Sozialpädagogische Wohnheime können für Kinder und Jugendliche aus prekären familiären Verhältnissen einen Auffangort, einen Zufluchtsort sowie einen Schutzort auf ihrer Lebensreise darstellen. Bevor mit den Kindern und Jugendlichen bereits bestehende oder neue, unentdeckte Ressourcen und Kompetenzen respektive Resilienzfaktoren erschlossen werden, an welchen sie wachsen und lernen mit belastenden Situationen umzugehen, sodass der fortschreitende Lebensweg autonomer und selbstsicherer bestritten werden kann, ist das primäre Ziel, Ruhe zu finden (vgl. Frommann 1977: 1–4). Beratend zeigen sozialpädagogische Wohnheime lediglich Möglichkeiten auf, welche in einem begleitenden Prozess zur Ressourcen- und Kompetenzerschliessung beitragen können. Lenken respektive bestimmen, wie Kinder und Jugendliche die Möglichkeiten annehmen, verinnerlichen und umsetzen, hängt alleine von ihnen selbst ab (vgl. Winkler 1999: 320). Damit wird ein zentrales Grundprinzip der Sozialen Arbeit deutlich: Hilfe zur Selbsthilfe (vgl. Hochuli Freund/Stotz 2011: 34).

In Anbetracht der schwierigen, belastenden oder traumatischen Erlebnisse der Kinder und Jugendlichen ist es unabdingbar, dass die sozialpädagogischen Wohnheime Sicherheit, Schutz, Geborgenheit und Versorgung gewährleisten. Dadurch dass die Kinder und Jugendlichen Zeit benötigen, um neue sowie bestehende Ressourcen und Kompetenzen zu erschliessen, lernen sie, mit bestehenden und zukünftigen Belastungen umzugehen. Damit eine Entwicklung stattfinden kann, ist es wichtig, dass die Kinder und Jugendlichen Vor- sowie Rückschritte machen können, womit sie auch bei Niederlagen Selbstbestätigung erfahren können. Des Weiteren sollte eine offene Zukunftsperspektive geschaffen und aufgezeigt werden. Sozialpädagogische Wohnheime stellen lediglich eine Übergangssituation und keine Dauerlösung dar. Dabei sollten die Kinder und Jugendlichen befähigt werden, ihre Bedürfnisse und Wünsche zu äussern und dafür einzustehen. Die damit verbundenen Auseinandersetzungen und Konfliktsituationen sind wichtig anzunehmen und auszutragen, denn nicht zuletzt stellen sie wichtige Entwicklungs- und Lernprozesse dar, was die Kinder und Jugendlichen autonomer und selbstsicherer für das zukünftige Leben macht. Damit ein Zusammenleben auf einer Wohngruppe möglich ist, gehören bestimmte Regeln, Grenzen und Pflichten dazu. Die Kinder und Jugendlichen sollten zu einem hohen Grad an der Regelbestimmung partizipieren können, sodass sie die Sinnhaftigkeit und Relevanz nachvollziehen und umsetzen können. Erfahren die Kinder und Jugendlichen ein demokratisches Zusammenleben, wirkt sich dies positiv auf ihre Persönlichkeitsbildung und ihren zukünftigen Lebensweg aus (vgl. Winkler 1999: 320–322).

2.3 Klientel von sozialpädagogischen Wohnheimen

Kinder und Jugendliche, welche in sozialpädagogische Wohnheime kommen, sind in der Regel Waisenkinder, Findelkinder, Kinder oder Jugendliche, die von ihren Eltern, nach

Auffassung anderer, nicht ausreichend erzogen und versorgt, schlecht behandelt, insbesondere Gewalterfahrungen und Missbrauch erlitten haben oder verwahrlost werden. Hinzu kommen Kinder und Jugendliche, welche aufgrund von starken Auffälligkeiten wie Kriminalität, Krankheit, Behinderung, Suchtproblemen oder Delinquenz in sozialpädagogische Wohnheime kommen, da sie einer besonderen Behandlung bedürfen und bestraft oder geschützt werden müssen (vgl. Freigang/Wolf 2001: 18).
Die vorliegende Arbeit konzentriert sich auf sozialpädagogische Wohnheime, welche Kinder und Jugendliche aus schwierigen und belastenden familiären Verhältnissen, aus welchen meistens eine Kumulierung von wirtschaftlichen, sozialen und psychischen, gesundheitlichen Problemen vorausgeht, aufnimmt. Unter belastenden familiären Verhältnissen werden beispielsweise zerrüttete Familienverhältnisse, Gewalterfahrungen sowie Alkohol- oder Drogenprobleme der Eltern verstanden. (vgl. Trede 2003: 78). Die Kinder und Jugendlichen „leiden oft unter einem Mangel an feinfühliger Fürsorge und weitgehend fehlenden Bindungserfahrungen mit Bezugspersonen oder erlebten früh Verluste, Beziehungsabbrüche und traumatische Erfahrungen von Misshandlung und Missbrauch“ (Kormann 2011: 507). Aufgrund der biographischen Probleme zeigen die Kinder und Jugendlichen vermehrt Risikofaktoren wie Schutzfaktoren und haben Mühe, mit belastenden Situationen umzugehen, was sich durch Verhaltensauffälligkeiten oder Entwicklungsdefizite äussern kann (vgl. ebd.: 507). Was unter Risiko- und Schutzfaktoren genau verstanden wird, ist Thema des Kapitels 3 „Das Resilinzkonzept“.

2.4 Auftrag von Sozialpädagoginnen und Sozialpädagogen

Damit Sozialpädagoginnen und Sozialpädagogen die Ressourcen und Kompetenzen, respektive die Resilienz, der Kinder und Jugendlichen fördern und stärken können, sollten sie über bestimmte Fähigkeiten und Kompetenzen welche Schwabe als **persönliche Voraussetzungen**, **allgemeine sozialpädagogische Kompetenzen** und **heimspezifische Kompetenzen** definiert, verfügen (vgl. Schwabe 2003: 261). Unter **den persönlichen Voraussetzungen** werden berufsunspezifische Grundvoraussetzungen einer Person verstanden, welche nicht durch eine Ausbildung oder Studium herstellbar, aber fruchtbar gemacht werden können. Darunter zählen beispielsweise die Lust und Freude am Zusammenleben mit Kindern und Jugendlichen über eine längere Zeit. Zuverlässigkeit, Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit in der Erledigung von Aufgaben und eine natürliche Offenheit, womit auf andere Personen zu- und eingegangen werden kann. Durchsetzungsfähigkeit, Klarheit und Belastbarkeit, um mit dem teilweise hektischen und unplanbaren Alltagsgeschäft zurechtzukommen sowie eine gute Abgrenzungsfähigkeit gegenüber den Problemsituationen der Klientel, sodass sich die Heimarbeit nicht negativ auf den eigenen Gesundheitshaushalt auswirkt (vgl. ebd.: 261f.). Die **allgemeinen sozialpädagogischen Kompetenzen** sowie die **heimspezifischen Kompetenzen**, werden

im Rahmen von Ausbildung und Studium erworben, lassen sich aber nur mithilfe Übung und Erfahrungen durch eine längere Praxistätigkeit hinweg verinnerlichen. Unter **allgemeinen sozialpädagogischen Kompetenzen** werden Basiskompetenzen wie die sozialpädagogische Diagnostik, Hilfeplanung, Gesprächsführung, Kooperation mit anderen Fachkräften, reflektierte Regulierung von Nähe und Distanz, Krisenintervention, Überblick über die unterschiedlichen Systeme sozialer Hilfe, Zeitmanagement und Arbeitsorganisation, Rechtskenntnisse und sozialpolitisches Grundwissen verstanden. Dabei erwerben und festigen die Sozialpädagoginnen und Sozialpädagogen ihre Fähigkeiten und Kompetenzen bezüglich Verständnis, Ausdauer, Empathie, Respekt, Flexibilität, Zielfokussierung oder Kritikfähigkeit, was für die Arbeit mit der Klientel unabdingbar ist (vgl. ebd.: 262–264). Unter den **heimspezifischen Kompetenzen** werden beispielsweise die klientelspezifische Alltagsgestaltung, das Erkennen und Reagieren auf gruppendynamische Prozesse, Konflikt- und Aushandlungsprozesse mit der Klientel, Kooperation mit der Herkunftsfamilie, pädagogische Prozesse im Alltag, Teamfähigkeit, fundierte entwicklungspsychologische Kenntnisse sowie Rechtskenntnisse verstanden (vgl. ebd.: 264f.).

Kormann führte im Jahr 2006 eine Untersuchung bei ehemaligen Heimkindern und Jugendlichen durch, welche vor dem Heimeintritt einer sehr hohen seelischen Belastung und einem hohen Entwicklungsrisiko ausgesetzt waren. Seine Motivation war es, herauszufinden, wie die Kinder und Jugendlichen mit den Problemen, welche sie ins Heim genommen haben, umgegangen sind, wie sie sie verarbeitet haben und welche Faktoren es waren, welche dazu führten, dass sie einen Umgang fanden, adäquat mit Belastungen und Risiken umzugehen (vgl. Kormann 2011: 491). Kurz zusammengefasst ging es darum, herauszufinden, ob und wie Resilienzförderung stattgefunden hat. Die Ergebnisse zeigen auf, dass es den Kindern und Jugendlichen gelang, trotz belastender Lebensbedingungen, „jene Kompetenzen und Persönlichkeitsmerkmale auszubilden“, welche ihnen halfen die altersspezifischen Entwicklungsaufgaben zu erschliessen sowie einen adäquaten Umgang mit den Belastungen zu finden (vgl. ebd.: 492). Die Ergebnisse der Untersuchung zeigen hohe Gemeinsamkeiten zu den Kompetenzen nach Schwabe auf, womit die Wichtigkeit der Resilienzförderung in sozialpädagogischen Wohnheimen sowie das unabdingbare Vorhandensein von Basiskompetenzen bei Sozialpädagoginnen und Sozialpädagogen unterstrichen wird (vgl. Kormann 2011: 491–499; Schwabe 2003: 261–265). Verfügen Sozialpädagoginnen und Sozialpädagogen nicht über die genannten Fähigkeiten und Kompetenzen, wird eine Resilienzförderung kaum möglich sein.

„Alle Tränen sind salzig. Wer das begreift, kann Kinder erziehen, wer das nicht begreift, kann sie nicht erziehen.“ (Korczak 2000, zit. nach Kormann 2006: 510)

2.5 Zwischenfazit

Sozialpädagogische Wohnheime stellen für Kinder und Jugendliche eine ergänzende oder kompensatorische Sozialisationsinstanz dar. Liegt eine Gefährdung des Kindeswohls im Ursprungmilieu vor, kann es zu einer Heimplatzierung kommen. Je nach Gefährdungsschweregrad kann die Platzierung gegen den Entscheid der Eltern oder der Klientel geschehen. Eine Fremdplatzierung ist kommunal und kantonal geregelt, wobei verschiedene Behörden am Entscheid beteiligt sind. Sozialpädagogische Wohnheime als vorübergehender Zufluchtsort gewähren Sicherheit, Ruhe, Schutz und Geborgenheit.

Die Kinder und Jugendliche aus sozialpädagogischen Wohnheimen kommen meistens aus schwierigen und belastenden familiären Verhältnissen, welche sich durch zerrüttete Familienverhältnisse, Gewalterfahrungen sowie Alkohol- oder Drogenprobleme der Eltern auszeichnen. Aufgrund der biographischen Probleme zeigen die Kinder und Jugendlichen vermehrt Risikofaktoren wie Schutzfaktoren und haben Mühe, mit belastenden Situationen umzugehen, was sich durch Verhaltensauffälligkeiten oder Entwicklungsdefizite äussern kann.

Durch die persönlichen und berufsspezifischen Fähigkeiten und Kompetenzen der Sozialpädagoginnen und Sozialpädagogen wird mit den Kindern und Jugendlichen auf das Ziel hin gearbeitet, einen Umgang mit den bereits gemachten negativen Erfahrungen aus den prekären Lebenssituationen zu finden sowie neue Kompetenzen und Fähigkeiten zu erschliessen, sodass es ihnen gelingt mit zukünftigen prekären und schwierigen Belastungen umgehen zu können. Dies verweist unteranderem auf die Resilienzförderung der Kinder und Jugendlichen, auf welche im folgenden Kapitel eingegangen wird.

3 Das Resilienzkonzept

Im folgenden Kapitel wird dargelegt, was unter dem Resilienzkonzept verstanden wird. Es wird begonnen mit der Herleitung und Begriffsbestimmung von Resilienz und deren typischen Merkmale. Es folgt eine Darlegung des Risiko- und des Schutzfaktorenkonzepts, um im Anschluss auf die personalen und sozialen Ressourcen einzugehen, welche für die Resilienzförderung der Kinder und Jugendlichen in sozialpädagogischen Wohnheim von Bedeutung sind.

3.1 Herleitung von Resilienz

Die Ursprünge der Resilienzforschung gehen in die 1970er-Jahre zurück und entwickelten sich aus der Entwicklungspsychopathologie (vgl. Fröhlich-Gildhoff/Rönnau-Böse 2009: 13).
Die damalige Forschung interessierte sich für Individuen, welche biologischen und psychosozialen Risikoeinflüssen ausgesetzt waren und dadurch Verhaltensauffälligkeiten entwickelten. Es wurde eine defizitorientierte Sichtweise vertreten, welche der Ansicht war, dass Kinder und Jugendliche aus belastenden familiären Verhältnissen schlechte Zukunftsprognosen haben und sich zwangsläufig schlecht entwickeln werden, wenn sie traumatischen Erlebnissen, psychischer Krankheit der Eltern, Alkohol- oder Drogenproblemen der Eltern oder chronischem Familienunfrieden ausgesetzt waren. Im Mittelpunkt der Forschungsuntersuchungen stand das Leben der Opfer und nicht das Leben der Individuen, welche eine gefährdende Lebenssituation gut überstanden hatten (vgl. Werner 2008: 28). Zunehmend richtete sich der Blick aber auf diejenigen Individuen, welche trotz Risikoeinflüssen ihre altersspezifischen Entwicklungsaufgaben entwickelten und keine Verhaltensauffälligkeiten zeigten (vgl. Berndt 2007: 4). Die neue Betrachtungsweise stand im Zusammenhang mit dem Perspektivenwechsel, welcher in den Human- und Sozialwissenschaften stattgefunden hat (vgl. Wustmann 2009: 26). Beeinflusst wurde dieser Perspektivenwechsel vom Medizinsoziologen Aaron Antonovsky, der in den 1970er-Jahren den Begriff der Salutogenese prägte, der Gemeinsamkeiten zum Resilienzkonzept aufweist. Das Konzept der Salutogenese sowie die Resilienzforschung richteten ihre Blicke verschärfter auf diejenigen Faktoren, welche gesund erhalten respektive Widerstandsfähigkeit ausmachen und nicht mehr nur auf die Faktoren, welche Krankheit und psychische Beeinträchtigungen hervorrufen (vgl. Antonovsky 1997, zit. nach Fröhlich-Gildhoff/Rönnau-Böse 2009: 13f.). Der Paradigmenwechsel führte dazu, dass Resilienzforscher den Individuen übermenschliche Qualitäten zuschrieben oder sie als Supermenschen bezeichneten (vgl. Welter-Enderlin 2008: 15). Die Annahme der Unverletzbarkeit, wie sie zu Beginn der 1980er-Jahre angenommen wurde, konnte aufgrund von Forschung wie zum Beispiel der Kauai-Längsschnittstudie, welche von Emmy Werner und Ruth Smith in Kauai (Hawaii) durchgeführt wurde, widerlegt werden (vgl. Wustmann

2009: 28). In der Längsschnittstudie der Resilienzforschung, so Berndt (2007: 36), wurde der „Einfluss verschiedener biologischer und psychosozialer Risikofaktoren, kritische Lebensereignisse und schützende Faktoren in der Entwicklung von 698 Kindern“ mit Jahrgang 1955 untersucht. Ziel der Studie war es, zu erfassen, welche Auswirkungen die ungünstigen und gefährdenden Lebenssituationen auf die psychische, kognitive und physische Entwicklung der Probanden hatten. Dabei wurden die Daten zu bestimmten Lebensaltern erhoben. Ergebnisse der Studie belegen, dass ein Drittel der Individuen, welche in gefährdenden Lebenssituationen aufwuchsen, sich trotz den Risiken zu kompetenten, selbstsicheren, leistungsfähigen und zuversichtlichen Erwachsenen entwickeln konnten (vgl. Berndt 2007: 36f.; Bengel/Meinders-Lücking/Rottmann 2009: 33f.).
Was genau unter dem Begriff Resilienz zu verstehen ist, wird im folgenden Kapitel dargelegt.

3.2 Begriffsbestimmung von Resilienz

Unter dem Begriff Resilienz wird die Fähigkeit verstanden, erfolgreich mit belastenden Lebensumständen und negativen Stressfolgen umgehen zu können. Synonym werden die Begriffe Stressresistenz, psychische Robustheit und psychische Elastizität verwendet (vgl. Wustmann 2009: 18). Wustmann (2009: 18) definiert Resilienz als „psychische Widerstandsfähigkeit von Kindern gegenüber biologischen, psychologischen und psychosozialen Entwicklungsrisiken“. Nach Welter-Enderlin (2008: 13) wird unter Resilienz „die Fähigkeit von Menschen verstanden, Krisen im Lebenszyklus unter Rückgriff auf persönliche oder sozial vermittelte Ressourcen zu meistern und als Anlass für Entwicklung zu nutzen“. Als resiliente Kinder und Jugendliche gelten diejenigen, welche in belastenden Lebensumständen wie beispielsweise Armut, Trennung/Scheidung der Eltern oder Traumata ihre altersspezifischen Entwicklungsaufgaben erwerben und entwickeln im Vergleich zu denjenigen Kindern und Jugendlichen, welche in gleich belastenden Umständen eine psychische Beeinträchtigung wie Devianz, körperliche oder psychische Krankheiten entwickeln können (vgl. Wustmann 2009: 18).
Resilienz ist immer an zwei Bedingungen geknüpft. Zum einen besteht eine Risikosituation, welche die gesunde Entwicklung des Individuums negativ beeinflusst und zum anderen bewältigt das Individuum diese Risikosituation erfolgreich (vgl. Fröhlich-Gildhoff/Rönnau-Böse 2009: 10). In der Resilienzforschung, unter anderem in der Kauai-Längsschnittstudie, werden drei Erscheinungsformen von Resilienz differenzierter betrachtet (vgl. Berndt 2007: 5f.; Werner 2008: 31f.; Wustmann 2009: 19).

1. Individuen entwickeln sich positiv und gesund, obschon sie einem andauernd hohen Risikostatus wie tiefer sozioökonomischer Status (Armut), Alkohol-, Drogen- oder Medikamentenmissbrauch der Eltern oder sehr junge Elternschaft ausgesetzt sind (vgl. Berndt 2007: 5; Wustmann 2009: 19).

2. Trotz akuten Stressbedingungen wie elterliche Trennung/Scheidung oder dem Verlust eines Geschwisterteils zeigen die Individuen eine beständige Kompetenz im Erwerb ihrer altersspezifischen Entwicklungsaufgaben (vgl. Wustmann 2009: 19; Berndt 2007: 5). Dabei können Individuen, so Werner (2008: 31), „schon früh eine enge Bindung zu einer kompetenten, emotional stabilen Person entwickeln, die auf die kindlichen Bedürfnisse sensibel einging". Die Bezugspersonen der Kinder sind nicht die Eltern, sondern jemand aus dem nahen sozialen Umfeld der Familie wie Tante oder Onkel, Grosseltern oder ältere Geschwister (vgl. ebd.: 32).

3. Die dritte Erscheinungsform von Resilienz charakterisiert eine positive und rasche Erholung von traumatischen Erlebnissen wie Misshandlung oder Missbrauch, Tod eines Elternteils oder Kriegserlebnissen (vgl. Berndt 2007: 5; Wustmann 2009: 19). Um Krisensituationen zu bewältigen, wenden sich Individuen dieser Gruppe an Ältere oder Gleichaltrige ihres sozialen Umfelds, welche ihnen emotionale Unterstützung geben können (vgl. Werner 2008: 32).

Im Zentrum des Resilienzkonzepts stehen die Förderung und der Erhalt von altersangemessenen Fähigkeiten und Kompetenzen der Kinder und Jugendlichen, trotz belastenden Lebenssituationen. Die erfolgreiche Bewältigung einer belastenden Situation wirkt sich positiv auf die Entwicklung der Individuen aus, womit sie lernen, Veränderungen und Stresssituationen als Herausforderung anzuerkennen. Dadurch können belastende Situationen in der Zukunft als weniger belastend und lösbar empfunden werden. Andernfalls ist mit einer Stagnation in der Entwicklung der Individuen zu rechnen, was Entwicklungsdefizite oder psychische Erkrankungen nach sich ziehen kann (vgl. Wustmann 2009: 20).

3.3 Merkmale von Resilienz

Im Folgenden werden typische Merkmale von Resilienz dargelegt, welche zu einem besseren Verständnis des Resilienzkonzepts beitragen sollen.

Resilienz bezeichnet keine lebenslange Eigenschaft und ist demnach nicht als angeborenes und stabil vorhandenes Persönlichkeitsmerkmal zu verstehen. Resilienz bezeichnet eine Kompetenz, welche in der Entwicklung im Kontext der Individuum-Umwelt-Interaktion erworben wird und einen dynamischen, transaktionalen Prozess darstellt. Alle an der Interaktion beteiligten Faktoren beeinflussen sich gegenseitig (vgl. Bengel et al. 2009: 20; Kipker 2008: 27). Des Weiteren handelt es sich bei Resilienz um eine variable Grösse. Das bedeutet, dass sie sich im Verlauf der Zeit und Situation verändern kann. Die erfolgreiche Bewältigung einer belastenden Situation nimmt Einfluss auf die Entwicklung des Individuums, wobei neue Ressourcen und Vulnerabilitäten entwickelt oder beseitigt werden können. Demnach gibt es bestimmte Zeitpunkte im Leben der Individuen, in denen sie vulnerabler, also anfälliger auf Belastungen und Krisen sind als in anderen Phasen.

Entwicklungsübergänge oder soziale Transitionen wie Schulwechsel werden als Phasen erhöhter Vulnerabilität bezeichnet. Entwicklungsübergänge sind mit neuen und erhöhten Entwicklungsaufgaben sowie Anforderungen verbunden, welche zu den bestehenden Entwicklungsaufgaben oder Anforderungen dazukommen und von den Individuen bewältigt werden müssen. Trotz Schutzfaktoren sind Individuen in diesen Phasen anfälliger auf Risikofaktoren (vgl. Bengel et al. 2009: 25; Petermann/Scheithauer 2002: 198; Wustmann 2009: 30f). Die Längsschnittstudie mit benachteiligten und misshandelten Kindern von Farber und Egeland belegt, dass Kinder, welche anfänglich als resilient eingestuft wurden, mit zunehmender Zeit vulnerabler wurden und teilweise sogar psychische Beeinträchtigungen oder emotionale Probleme zeigten, sofern sie ständigem Stress ausgesetzt waren (vgl. Farber/Egeland 1987, zit. nach Wustmann 2009: 31). Dies verweist auf die Wichtigkeit, resiliente sowie anti-resiliente Individuen anhand präventiver Massnahmen zu unterstützen und zu fördern, sodass der Gefahr einer späteren Vulnerabilität entgegengewirkt werden kann (vgl. Kusch/Niebank/Petermann 1998 zit. nach Wustmann 2009: 31). Ebenso ist Resilienz situationsspezifisch und multidimensional. Ein Kind schreibt beispielsweise in der Schule gute Noten und wird in der schulischen Leistungsfähigkeit als resilient eingestuft. Hinsichtlich der sozialen Kompetenzen zeigt dieses Kind kein resilientes Verhalten, was in der Interaktion mit anderen Kindern zum Ausdruck kommen kann. Beispielsweise hat ein Kind Mühe, Freundschaften über längere Zeit aufrechtzuerhalten oder kann diese erst gar nicht eingehen (vgl. Wustmann 2009: 32). Demnach kann Resilienz nicht als universell bezeichnet werden, sondern ist bereichsspezifisch (vgl. Kipker 2008: 29).

Es ist ersichtlich, dass Resilienz aus einem komplexen Zusammenspiel aus Merkmalen der Individuen und ihrer Lebensumwelt besteht. Folglich ist eine ganzheitliche Betrachtungsweise interner sowie externer Faktoren, welche auf das Individuum einwirken, erforderlich (vgl. ebd.: 30). Hierzu verwendet die Resilienzforschung zwei zentrale Konzepte, das Risikofaktoren- und das Schutzfaktorenkonzept, auf welche im Folgenden eingegangen wird (vgl. Wustmann 2009: 36).

3.4 Das Risiko- und Schutzfaktorenkonzept

Die Konzepte ermöglichen es, Aussagen über die Bedingungen zu machen, die zur Entwicklung einer Störung führen oder eine positive Entwicklung begünstigen können. In diesem Zusammenhang sprechen Röper und von Hagen (2007: 17) von „destabilisierenden und stabilisierenden Faktoren, die die negativen Effekte ungünstiger Lebensumstände (…) modifizieren“. Eine belastende Situation im Leben eines Individuums muss nicht zwingend als Nachteil gesehen werden, denn Individuen erwerben in belastenden Situationen häufig Verhaltensweisen, die sich in späteren Stresssituationen als hilfreich erweisen können (vgl.

Petermann/Scheithauer 2002: 205; Wustmann 2009: 49). Die beiden Konzepte stehen demnach in einer wechselseitigen Beziehung zueinander.

3.4.1 Das Risikofaktorenkonzept

Ein Risikofaktor, so Garmezy (1983, zit. nach Berndt 2007: 18), „ist ein Merkmal, das bei einer Gruppe von Individuen, auf die es zutrifft, die Wahrscheinlichkeit des Auftretens einer Störung im Vergleich zu einer unbelasteten Kontrollgruppe erhöht". Darunter sind „Bedingungen oder Variablen, die die Wahrscheinlichkeit positiver oder sozial erwünschter Verhaltensweisen senken beziehungsweise mit einer höheren Wahrscheinlichkeit negativer Konsequenzen einhergehen" zu verstehen (Costa/Jessor/Turbin 1999, zit. nach ebd.: 18). Wenn solche Bedingungen oder Variablen vorliegen, ist die Wahrscheinlichkeit einer Störung erhöht, wenn auch nicht determiniert (vgl. Wolke 2001, zit. nach ebd.: 18). Dabei werden die Risikofaktoren in Vulnerabilitätsfaktoren (kindbezogene Faktoren) und in Risikofaktoren beziehungsweise Stressoren (umweltbezogene Faktoren), welche die Entwicklung der Individuen gefährden können, unterschieden. Vulnerabilitätsfaktoren sind biologische oder psychologische Merkmale eines Individuums, wobei von genetischer Disposition, chronischen Krankheiten oder niedriger Intelligenz bei den Individuen selbst ausgegangen wird, zum Beispiel Frühgeburt oder schwieriges Temperament. Psychosoziale Merkmale der Umwelt, welche auf die Individuen einwirken, wie negative Lebensereignisse (Scheidung, Arbeitslosigkeit der Eltern oder Armut) oder Erziehungsdefizite werden als Risikofaktoren beziehungsweise Stressoren bezeichnet (vgl. Wustmann 2009: 36–40). Treten Risikofaktoren einzeln auf, hat dies weniger gravierende Folgen als wenn es sich um eine Kumulation von Risikofaktoren handelt, wobei die Wahrscheinlichkeit, eine psychische Störung zu entwickeln, bei einer Kumulation deutlich höher ist (vgl. Bengel et al. 2009: 23). Ebenso weisen empirische Untersuchungen wie zum Beispiel die Mannheimer Risikokinderstudie darauf hin, dass Individuen mit multiplen Risikobelastungen als besonders entwicklungsgefährdet gelten (vgl. Berndt 2007: 34; Petermann/Scheithauer 2002: 199). Des Weiteren spielen Dauer, Kontinuität und Abfolge der Belastung (je früher und anhaltender die Belastung, desto gravierender für die Entwicklung), Alter, Geschlecht und Entwicklungsstand des Individuums sowie die subjektive Bewertung der Risikobelastung eine entscheidende Rolle, ob und wie Risikofaktoren auf die altersspezifische Entwicklung einwirken und psychische Störungen verursachen (vgl. Fröhlich-Gildhoff/Rönnau-Böse 2009: 24–26; Petermann/Scheithauer 2002: 199).

3.4.2 Das Schutzfaktorenkonzept

Wie dem vorangegangen Kapitel zu entnehmen ist, kann eine Vielzahl von Risikofaktoren zu einer psychischen Störung führen oder die altersspezifische Entwicklung der Kinder und Jugendlichen beeinträchtigen. Demgegenüber stehen die risikomildernden Faktoren, welche

auch als entwicklungsfördernde, protektive oder Schutzfaktoren bezeichnet werden können (vgl. Fröhlich-Gildhoff/Rönnau-Böse 2009: 27). Bengel et al. (2008: 23) definieren Schutzfaktoren als Faktoren, „die die Auftretenswahrscheinlichkeit von Störungen vermindern, indem sie zur Entwicklung von Ressourcen beitragen bzw. eine solche Entwicklung erleichtern". Dabei dürfen Schutzfaktoren nicht mit der Abwesenheit von Risikofaktoren gleichgesetzt werden. Risiko- und Schutzfaktoren wirken in einem Wechselwirkungsprozess. Von Schutzfaktoren wird gesprochen, wenn eine Risikosituation vorhanden ist, in welcher die Schutzfaktoren als protektive Faktoren die schädliche Wirkung des Risikofaktors moderieren. Das bedeutet, dass Schutzfaktoren den Risikofaktoren entgegenwirken, sie abschwächen oder sogar beseitigen können („Puffereffekt"). Liegen keine schützenden Faktoren vor, wirken Risikofaktoren gänzlich. Des Weiteren kann nur dann von einem Schutzfaktor gesprochen werden, wenn dieser bereits vor dem Eintreten des Risikofaktors vorhanden war, sodass die Ressource mit dem Eintreten der Belastung einen protektiven Effekt entwickelt, womit der Belastung positiv entgegengewirkt werden kann. Dies bedarf einer genauen Betrachtungsweise in der Bestimmung der Schutzfaktoren, sodass Schutzfaktoren nicht mit dem Entwicklungsstand der Kinder und Jugendlichen verglichen werden (vgl. Bengel et al. 2009: 23f.).

Schutzfaktoren werden je nach Autoren unterschiedlich kategorisiert (vgl. Fröhlich-Gildhoff/Rönnau-Böse 2009: 28). Angelehnt an Wustmann werden die Schutzfaktoren in personale und soziale Ressourcen eingeteilt. Die personalen Ressourcen werden unterteilt in kindbezogene Faktoren (positive Temperamenteigenschaften wie Offenheit oder Aktivität, intellektuelle Fähigkeiten oder Geschlecht), welche die Individuen von Geburt an aufweisen, sowie in Resilienzfaktoren (Problemlösefähigkeiten, Selbstwirksamkeit oder Selbstvertrauen), welche die Individuen in der Interaktion mit der Umwelt erwerben. Unter den sozialen Ressourcen werden Schutzfaktoren innerhalb der Familie (mindestens eine stabile Bezugsperson, welche Vertrauen und Autonomie fördert oder autoritativer/demokratischer Erziehungsstil), innerhalb den Bildungsinstitutionen (klare, transparente und konsistente Regeln und Strukturen, Wertschätzendes Klima) und im weiteren sozialen Umfeld (kompetente und fürsorgliche Erwachsene ausserhalb der Familie) der Individuen verstanden. Weil die genannten Schutzfaktoren miteinander verwoben sind und sich gegenseitig beeinflussen, dürfen sie nicht isoliert voneinander betrachtet werden (vgl. Wustmann 2009: 46f.; 115f.). Eine erfolgreiche Bewältigung einer Risikosituation hängt von den vorhandenen Schutzfaktoren ab. Je mehr Schutzfaktoren vorhanden sind, desto wahrscheinlicher ist die erfolgreiche Bewältigung des Risikos und der positive Verlauf der Entwicklung der Individuen (vgl. ebd.: 56).

Folglich weist dies auf das Ziel der Resilienzförderung hin, welche sich für eine Erhöhung der Schutzfaktoren und eine Verminderung der Risikoeinflüsse einsetzt (vgl. ebd.: 56). Im Vordergrund der Resilienzförderung stehen Präventions- und Interventionsmassnahmen,

welche die Verminderung von Risikoeinflüssen und den Erwerb und Erhalt von Schutzfaktoren anstreben, sodass eine bestmögliche Passung zwischen Individuum und Umwelt hergestellt werden kann. Möglichst früh sollen Bedingungen geschaffen und Kompetenzen gefördert und erworben werden, sodass es den Individuen gelingt, die belastenden Situationen zu bewältigen (vgl. Berndt 2007: 38f.).
Die vorliegende Arbeit legt ihren Hauptfokus auf die Resilienzfaktoren, welche den personalen Ressourcen zugeordnet werden, weil sie im Rahmen des sozialpädagogischen Settings und der ausgewählten Intervention, der Märchenerzählungen, direkt respektive unmittelbar bei Kindern und Jugendlichen gefördert und gestärkt werden können. Damit dies gelingen kann, ist es unabdingbar, die sozialen Ressourcen der Kinder und Jugendlichen zu berücksichtigen. Im Rahmen der vorliegenden Arbeit kommt den Schutzfaktoren innerhalb der Bildungsinstitution, wozu sozialpädagogische Wohnheime zählen, eine zentrale Bedeutung zu. Im Folgenden werden diese Bereiche erläutert.

3.4.2.1 Personale Schutzfaktoren – Resilinzfaktoren

Wustmann (2009: 46) definiert die Resilienzfaktoren als „Eigenschaften, die das Kind in der Interaktion mit seiner Umwelt sowie durch die erfolgreiche Bewältigung von altersspezifischen Entwicklungsaufgaben im Verlauf [der Entwicklung] erwirbt". In der Bewältigung von schwierigen Lebenssituationen kommt diesen Faktoren eine wichtige Bedeutung zu (vgl. ebd.: 46). Fröhlich-Gildhoff und Rönnau-Böse (2009: 29) beziehen sich dabei auf sechs bedeutsame Faktoren, welche sie als „Selbstwahrnehmung, Selbstwirksamkeit, Selbststeuerung, soziale Kompetenz, Umgang mit Stress und Problemfähigkeiten" bezeichnen.
Die **Selbstwahrnehmung** bildet eine wichtige Grundlage für die Beziehungsgestaltung, die Herangehensweise an neue Aufgaben sowie die Bewältigung von Schwierigkeiten und Problemsituationen. Eine gesunde Selbstwahrnehmung ermöglicht es, die eigenen Gedanken und Emotionen ganzheitlich wahrzunehmen und zu benennen. Dabei ist es wichtig, das die Kinder und Jugendlichen lernen, sich in diesem Prozess zu reflektieren (*Selbstreflexivität*) sowie andere Personen angemessen wahrzunehmen (*Fremdwahrnehmung*). Die **Selbstregulation** gibt Auskunft über die selbständige Regulation und Kontrolle der Gefühlszustände. Dabei haben die Kinder und Jugendlichen Handlungsalternativen und Strategien entwickelt, welche ihnen helfen, inneren Anforderungen zu begegnen und diese zu bewältigen. Unter der **Selbstwirksamkeit** wird das Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten und Stärken trotz Schwierigkeiten und Hindernissen verstanden. Auf andere Menschen zuzugehen, mit ihnen in Kontakt zu treten, sich in sie hineinzuversetzen und angemessen auf die soziale Situation zu reagieren sowie Konflikte adäquat lösen zu können, wobei die eigene Meinung vertreten wird und die Konsequenzen mitgedacht werden, wird als **soziale Kompetenz** bezeichnet. Wenn Kinder

und Jugendliche stressige Situationen einschätzen können und durch Bewältigungsstrategien wie Unterstützung beiziehen, lösen, reflektieren und bewerten können, weist dies auf einen adäquaten **Umgang mit Stress** hin. Unter **Problemlösefähigkeiten** wird der Rückgriff auf vorhandenes Wissen verstanden, womit Handlungsmöglichkeiten entwickelt werden, sodass es den Individuen gelingt, die komplexen Sachverhalte zu verstehen und erfolgreich darauf zu reagieren (vgl. Fröhlich-Gildhoff/Rönnau-Böse: 42–55).

Damit Sozialpädagoginnen und Sozialpädagogen die erwähnten Resilienzfaktoren, fördern, stärken und erhalten können, muss mit den Individuen interagiert werden, was folglich auf die Wichtigkeit der sozialen Schutzfaktoren hinweist. Das folgende Kapitel wird sozialpädagogische Wohnheime, als sozialer Schutzfaktor, genauer beleuchten.

3.4.2.2 Soziale Schutzfaktoren – sozialpädagogische Wohnheime

Aufgrund der psychosozialen Belastungen wie zum Beispiel zerrüttete Familienverhältnisse, Gewalterfahrungen sowie Alkohol- und Drogenprobleme der Eltern zeigen Kinder und Jugendliche in sozialpädagogischen Wohnheimen vermehrt Risikofaktoren wie Schutzfaktoren und haben Mühe, mit belastenden Situationen umzugehen, was durch unangemessene Verhaltensweisen zum Ausdruck kommen kann (vgl. Kormann 2011: 507). Aus eigenen Erfahrungen kann gesagt werden, dass Kinder und Jugendliche in sozialpädagogischen Wohnheimen, welche psychosozialen Belastungen ausgesetzt waren, in belastenden Situationen oder Krisensituationen oft mit Aggression oder Rückzug reagieren, womit es für die Fachkräfte, Erziehungsberechtigten sowie für die anderen Heimbewohner schwierig ist, mit der daraus resultierenden Situation umzugehen. Es ist annehmbar, dass die Kinder und Jugendlichen aufgrund ihrer familiären Vorgeschichten teilweise nicht wissen, wie in und mit belastenden Situationen sowie Konfliktsituationen umgegangen werden kann, da sie es nicht gelernt haben. Dies kann mit dem Modelllernen nach Bandura in Verbindung gebracht werden. Wenn davon ausgegangen wird, dass aufgrund prekärer familiärer Verhältnisse der Erziehung der Kinder und Jugendlichen nur wenig Beachtung geschenkt wurde, ist annehmbar, dass sie die Verhaltensweisen von ihrem sozialen Umfeld oder Familie lernten respektive übernahmen (vgl. Bandura 1979, zit. nach Hurrelmann 2006: 65f.).

Sozialpädagogische Wohnheime stellen Orte dar, „welche Entlastung und ein Stück Befreiung von belastenden Lebenserfahrungen“ ermöglichen (Kormann 2011: 508). Durch spezifische Möglichkeiten werden für die Kinder und Jugendlichen Entwicklungsanreize geschaffen, womit es ihnen gelingen soll, ein Netz von Schutzfaktoren zu erwerben, sodass sie mit bestehenden und zukünftigen Risiken und Belastungen erfolgreich lernen umzugehen (vgl. Kormann 2011: 509). Im selben Zusammenhang spricht Wustmann von der Wichtigkeit, „den Individuen möglichst frühzeitig, langandauernd und intensiv Möglichkeiten anzubieten“,

durch die es ihnen gelingt, ihre altersspezifischen Entwicklungsaufgaben sowie Resilienzfaktoren, „die für die Bewältigung schwieriger Lebensumstände erforderlich sind", zu erwerben (Wustmann 2009: 124). Damit dies gelingen kann sollten sozialpädagogische Wohnheime spezifische Schutzfaktoren gewähren, welche Wustmann (2009: 116) folgendermassen definiert: „Klare, transparente und konsistente Regeln und Strukturen, wertschätzendes Klima (Wärme, Respekt und Akzeptanz gegenüber dem Kind [und Jugendlichen]), hoher und angemessener Leistungsstandard, positive Verstärkung der Leistung und Anstrengungsbereitschaft des Kindes [und Jugendlichen], positive Peerkontakte/positive Freundschaftsbeziehungen, Förderung von Basiskompetenzen (Resilienzfaktoren), Zusammenarbeit mit dem Elternhaus und anderen sozialen Institutionen."

3.5 Zwischenfazit

Seit Beginn der 1980er-Jahre legt die Resilienzforschung ihren Fokus vermehrt auf die schützenden Faktoren, welche Gesundheit und Widerstandfähigkeit ausmachen und nicht mehr nur auf die Risikofaktoren, welche Krankheit und psychische Beeinträchtigungen hervorrufen. Forschungsergebnisse, unter anderem die Kauai-Längsschnittstudie, belegen, dass Kinder und Jugendliche, welche in prekären, familiären Verhältnissen aufwachsen, sich trotz den gefährdenden Lebenssituationen positiv und gesund entwickeln können, im Vergleich zu denjenigen Kindern und Jugendlichen, welche in gleich gefährdenden Lebenssituationen eine psychische Beeinträchtigung wie Devianz oder körperliche oder psychische Krankheiten entwickeln können. Dieses Phänomen wird in der Fachwelt als Resilienz bezeichnet. Um Aussagen über jene Bedingungen zu machen, welche zur Entwicklung einer Störung führen oder eine positive Entwicklung begünstigen können, wird dem Risiko- und Schutzfaktorenkonzept eine zentrale Bedeutung zugesprochen. Das Risikofaktorenkonzept macht Aussagen über jene Bedingungen, welche eine gesunde Entwicklung der Kinder und Jugendlichen gefährden können. Das Schutzfaktorenkonzept macht Aussagen über jene Bedingungen, welche die gesunde Entwicklung von Kindern und Jugendlichen fördern und unterstützen können. Weil die Kinder und Jugendlichen in sozialpädagogischen Wohnheimen sich meistens durch erhöhte Risikofaktoren und einem Mangel an Schutzfaktoren auszeichnen, werden in dieser Arbeit sozialpädagogische Wohnheime als resilienzförderndes Setting beleuchtet. Dabei werden die sozialpädagogischen Wohnheime den sozialen Schutzfaktoren zugeordnet und haben sich an bestimmte Aufgaben zu halten, sodass es den Kindern und Jugendlichen möglich ist, während ihres Heimaufenthalts ein Netz von Schutzfaktoren, respektive Resilienzfaktoren zu erwerben, um mit den bestehenden und zukünftigen Belastungen erfolgreich umgehen zu können. Als Möglichkeit, die Risikofaktoren abzuschwächen und Schutzfaktoren zu fördern

und erwerben, werden Märchenerzählungen, welche die Resilienzfaktoren ansprechen können, als sozialpädagogische Intervention eingesetzt.

4 Märchen als sozialpädagogische Interventionsform

Das folgende Kapitel wird mit der Definition von Märchen begonnen. Dabei werden sie abgegrenzt zu anderen, sehr ähnlichen Gattungen wie Sagen, Legenden, Fabeln und Mythen. Es folgt deren Charakterisierung und es wird erklärt, weswegen das Alter der Klientel für die sozialpädagogische Intervention der Märchenerzählungen keine Rolle spielt. Des Weiteren wird auf den pädagogischen Kontext eingegangen, wobei die Argumente für sowie gegen Märchen erläutert werden. Im Anschluss werden die Märchen im Kontext der Resilienzförderung in sozialpädagogischen Wohnheimen und zu den Resilienzfaktoren erläutert.

4.1 Erzählung

Unter einer Erzählung wird eine Darstellung in mündlicher oder schriftlicher Form verstanden. Synonym werden die Begriffe Ausführung, Beschreibung, Darbietung, Bericht, Mitteilung oder Schilderung verwendet. In einer Erzählung geht es um das Weitergeben eines Geschehens (vgl. http://www.duden.de/rechtschreibung/Erzaehlung).
Die Erzählung gehört der literarischen Gattung Epik an und kann als Oberbegriff für alle epischen Gattungen angesehen werden (vgl. http://www.duden.de/rechtschreibung/Epik).
In Anbetracht dessen ist erkennbar, dass das Wort Erzählung sehr weit gefasst wird und es verschiedene Gattungen von Erzählungen gibt. Märchen, Sagen, Legenden, Fabeln und Mythen gehören alle der Gattung Erzählung an. Für die folgende Arbeit sind vor allem Märchen von Relevanz. Weil Märchen sehr nahe bei Sagen, Legenden, Fabeln und Mythen stehen und diese untereinander für Verwirrungen sorgen können, wird im Folgenden eine kurze Begriffsbestimmung vorgenommen.

4.2 Märchen

Der Begriff Märchen leitet sich vom mittelhochdeutschen Wort „maere“ ab und bedeutet Erzählung, seltsame Geschichte oder unglaubwürdiger, unwahrer Bericht (vgl. http://www.duden.de/rechtschreibung/Maerchen). Märchen gehören zu den ältesten literarischen Ausdrucksformen, die anfänglich in erzählter und später in geschriebener Form überliefert wurden und in allen Kulturkreisen auffindbar sind. Märchen haben eine Jahrtausende alte Entstehungsgeschichte und wurden erzählt, lange bevor sich Kulturen entwickelt haben, die schreiben konnten. Zum Beispiel sind Märchenmotive in den ältesten überlieferten Schriftdenkmälern der babylonisch-assyrischen Gilgameschgeschichte Ende des zweiten Jahrhunderts vor Christus zu finden. In Altägypten weisen Papyrusrollen aus

dem zweiten Jahrtausend vor Christus Märchenmotive auf (vgl. Freund 2005: 8–11). Märchen haben sich aufgrund ihrer anfänglich mündlichen Überlieferung im Laufe der Jahre stark verändert, wobei wertvolle Inhalte verloren und vergessen gingen. Dank der Aufzeichnung von Märchen konnten viele Märchenmotive bis in unsere Zeit hinein vor dem Vergessen gerettet werden (vgl. Geister 2010: 26). Eine der berühmtesten Märchensammlungen ist aus dem achten Jahrhundert und stammt aus der arabischen Sammlung *Tausendundeine Nacht* (vgl. Freund 2005: 20). Der erste europäische Märchensammler Giovan Francesco Straparola veröffentlichte im 16. Jahrhundert Märchenerzählungen unter dem Titel *Le piacevoli notti* (die ergötzlichen Nächte). Er orientierte sich dabei an den orientalischen Märchen, vermischte das Gehörte aber mit seinem eigenen Stil (vgl. ebd.: 24). Ebenso einflussreich war die Sammlung *Pentamerone* von Giambattista Basile, die im 17. Jahrhundert erschienenen ist. Aus dieser Sammlung stammen *die sieben Raben, Dornröschen* oder *Aschenputtel*, welche später von den Brüdern Grimm aufgegriffen wurden (vgl. ebd.: 25). Zu den bedeutendsten Märchensammlern des deutschsprachigen Raums gehören die Brüder Grimm, welche zwischen 1812 und 1819 die Kinder- und Hausmärchen herausgaben und zugleich den Typus des Volksmärchen geschaffen haben (vgl. ebd.: 34). Die vorliegende Arbeit wird sich auf die bedeutenden Kinder- und Hausmärchen, welche von den Brüdern Grimm herausgegeben wurden, konzentrieren.

4.2.1 Volksmärchen und Kunstmärchen

Märchen können in Volksmärchen und Kunstmärchen unterteilt werden. Volksmärchen besitzen nicht wie die Kunstmärchen einen bestimmten Autor, sondern sie beziehen sich auf überlieferte Inhalte und Motive, „die aus „dem Volk“ stammen und für „das Volk“ bestimmt sind“ (Geister 2010: 33). Charakteristisch für die Inhalte und Motive der Volksmärchen sind Wünsche, Träume, Ängste, Nöte sowie Erfahrungen und Ereignisse, welche aus der Seele des Volkes wuchsen und zum Ausdruck gebracht wurden (vgl. Freund 2005: 43). In Kunstmärchen geht es in der Regel um existentielle, ethische, soziale oder historische Problemstellungen, wobei deren Inhalte, Motive und Symbole aus individueller Imagination stammen. In Kunstmärchen ist es eher untypisch, sich wie in Volksmärchen an der unteren Schicht der Armen zu orientieren (vgl. ebd.: 46). Die Kunstmärchen gehen auf einen bestimmten Autor zurück, der bekannt ist und die Märchen selbst erdacht oder sprachlich bearbeitet und niedergeschrieben hat. Kunstmärchen sind deutlich komplexer in ihrem Stil sowie in ihrer Erzählweise (vgl. Geister 2010: 33). Zu den erfolgreichsten Kunstmärchenerzählern des 19. Jahrhunderts gehören Wilhelm Hauff, Hans Christian Anderson oder Carlo Collodi. Zu den bedeutendsten Märchen von Wilhelm Hauff gehören der *Kalif Storch* oder *Das kalte Herz* (vgl. Freund 2005: 52f.). Das Märchen *Schneekönigin* oder *Der standhafte Zinnsoldat* gehören zu den bedeutendsten Märchen des dänischen

Kunstmärchenautors Hans Christian Andersen (vgl. ebd.: 72f.). *Pinocchio* von Carlo Collodi ist bis heute das berühmteste Kunstmärchen aus Italien (vgl. ebd.: 76).

4.2.2 Abgrenzung zu benachbarten Gattungen

Sagen

Märchen und Sagen stehen sehr nahe beieinander. Das Wort Sage stammt aus dem althochdeutschen „saga“ und bedeutet übersetzt Rede, Bericht, Erzählung oder Gerücht. Eine Sage ist ein ursprünglich mündlich überlieferter Bericht über eine nicht alltägliche, oft wunderbare Begebenheit (vgl. http://www.duden.de/rechtschreibung/Sage). Die Sage hat einen engen Bezug zur Lebenswirklichkeit der Menschen und wird als wahrer Erlebnisbericht bezeichnet. „Während die Sage den Anspruch erhebt, Wirklichkeit zu geben, und von den Hörern Glauben verlangt, kümmert sich das Märchen, das diese nur unterhalten will, nicht um die Bedingungen irdischen Geschehens.“ (Bolte 1920: 38)

Legenden

Sehr nahe an der Sage steht die Legende. Gemäss Duden bedeutet Legende eine kurze religiöse Erzählung über Leben, Tod oder über das Martyrium von Heiligen. Es geht um Personen oder Sachen, welche bekannt wurden. Die Erzählungen über sie werden angenommen oder behauptet, entsprechen aber nicht der Tatsache (vgl. http://www.duden.de/rechtschreibung/Legende). Die Legenden berichten wie die Märchen über Wunder. Der entscheidende Unterschied zwischen Legenden und Märchen liegt darin, dass in Legenden das Wunder des Helden mit Staunen und Ehrfurcht berichtet wird. In Märchen ist das Wunder des Helden selbstverständlich (vgl. Poser 1980: 32).

Fabeln

Charakteristisch für Fabeln sind die handelnden und sprechenden Tiere und Pflanzen, welche eine praktische Lebensweisheit respektive eine allgemein anerkannte Wahrheit veranschaulichen wollen. Fabeln sind erfundene, fantastische Geschichten (vgl. http://www.duden.de/rechtschreibung/Fabel). Die handelnden und sprechenden Tiere und Pflanzen stellen eine Gemeinsamkeit zu den Märchen dar. Fabeln gehen von einem moralischen Leitsatz aus. Märchen dagegen können durchaus eine Moral vermitteln, machen das aber nicht zwingend (vgl. Poser 1980: 35).

Mythos

Unter dem Begriff Mythos wird eine überlieferte Dichtung oder Erzählung aus der Vorzeit eines Volkes verstanden. Mythen befassen sich meistens mit Göttern, Dämonen, mit der Entstehung der Welt oder mit der Erschaffung der Menschen. Es geht wie in der Legende um Personen, Sachen oder Begebenheiten, welche aus irrationalen Vorstellungen heraus verherrlicht werden (vgl. http://www.duden.de/rechtschreibung/Mythos). Die Helden in den Mythen sind durch übermenschliche Eigenschaften ausgestattet, was die Menschen in ihrem

Vernunfthandeln belehren soll. Eine entscheidende Andersartigkeit zwischen Märchen und Mythen ist die Heldenfigur, welche oft streng fordernde und kaum umsetzbare Botschaften vermittelt und eher pessimistisch ist. In Märchen dagegen spielen Kämpfe, Auseinandersetzungen oder Schlachten keine entscheidende Rolle. Des Weiteren haben Märchen keinen Wahrheitsanspruch wie Mythen und vermitteln optimistische Botschaften (vgl. Bettelheim 2009: 44–51).

4.2.3 Strukturmerkmale von Märchen

Die beschriebenen Gattungen von Erzählungen weisen ineinanderfliessende Ähnlichkeiten auf, was die Gattungsbestimmung erschweren kann. Märchen charakterisieren sich durch einzigartige Strukturmerkmale, welche der schweizerische Märchenforscher Max Lüthi differenzierter festlegte. Nach Lüthi kennzeichnen folgende Strukturmerkmale die Gemeinsamkeiten von Märchen (vgl. Lüthi 2005: 8–75):

a) Die Eindimensionalität

Im Märchen wird die alltägliche, reale, wirkliche und diesseitige Welt von der wunderbaren, unwirklichen und jenseitigen Welt unterschieden und ist örtlich getrennt. In der Phantasie bestehen die beiden Welten nebeneinander, bilden aber nur eine Dimension (vgl. Bertignoll 2006: 33). Die Märchenfiguren repräsentieren die zwei Welten, Diesseits und Jenseits, sehr schön. Es gibt wirkliche Figuren wie Königin – König, Prinzessin – Prinz oder Mädchen – Junge sowie unwirkliche Figuren wie Hexe – Hexer, Riesin – Riese oder Zwergin – Zwerg. Die Menschen als wirkliche Figuren verkehren mit den Jenseitigen als unwirkliche Figuren als seien es ihresgleichen. Sie empfinden keine Angst vor dem, was sie bewirken könnten und hinterfragen ihre Andersartigkeit nicht. In den Märchen Schneewittchen und die sieben Zwerge, Froschkönig oder Frau Holle ist beispielsweise zu erkennen, wie die wirklichen und unwirklichen Figuren miteinander agieren. Schneewittchen hinterfragt die Andersartigkeit der Zwerge nicht, noch hat sie Angst vor ihnen. Im Märchen Frau Holle lösen der sprechende Ofen oder Baum keine Angst aus und werfen keine Fragen auf und in Froschkönig ist die Prinzessin am Brunnen nicht erstaunt oder verwirrt, als sie auf den sprechenden Frosch trifft (vgl. ebd.: 33; Lüthi 2005: 8–12). Durch das Wesensmerkmal der Eindimensionalität ist das Eintauchen in eine ferne, regellose Welt möglich, womit neue Sichtweisen erschlossen werden können (vgl. Bertignoll 2006: 33).

b) Flächenhaftigkeit

Die Flächenhaftigkeit verweist auf die Aufhebung von Tiefe, welche zur Beschreibung der Figuren und Handlungen dient (vgl. ebd.: 33). „Das Märchen verzichtet auf räumliche, zeitliche, geistige und seelische Tiefgliederung. Es verzaubert das Ineinander und Nacheinander in ein Nebeneinander.“ (Lüthi 2005: 23) Es werden keine Krankheiten genannt, obschon Märchenfiguren sterben, es fliessen keine Tränen und Blut, obwohl es zu

körperlichem oder seelischem Schmerz kommt. Gefühle und Eigenschaften der Märchenfiguren werden selten genannt, ausser wenn es für die weitere Handlung wichtig ist (vgl. ebd.: 13–20). In Märchen waltet ein besonderer Zustand von Zeit und Ort. Es ist wenig oder gar nichts über die Zeit und die Zeitdauer der Handlung bekannt. Märchenfiguren altern nicht, sondern können beliebig lange in Tiere, Pflanzen oder Steine verzaubert werden. Wenn sie erlöst werden oder aufwachen, sind sie genauso alt oder jung wie damals, als sie verzaubert wurden (vgl. Hetmann 1999: 17). Weil es keine Differenzierungen der Menschen und Dinge gibt, erleichtert dies Identifikations- und Projektionsprozesse und verleiht der Erzählung dadurch von Anfang an Wirklichkeitsferne (vgl. Bertignoll 2006: 34).

c) Abstraktion

Die Abstraktion charakterisiert sich durch die klaren, einfachen, fassbaren und extremen Kontraste, was Ambivalenzen entgegenwirkt. Es gibt eine exakte und extreme Trennung der Figuren, die entweder gut – böse, feige – mutig oder reich – arm sind. Die Handlung folgt einer klaren Linie, die Taten werden belohnt oder bestraft, etwas dazwischen gibt es nicht. Bestimmte wiederholende Formeln wie „Es war einmal…“ oder „Wenn sie nicht gestorben sind…“ sowie Reime oder Sprüche sind kennzeichnend für die Abstraktion (vgl. ebd.: 34; Lüthi 2005: 25–36).

d) Isolation und Allverbundenheit

Die Märchenfiguren sind nicht eingebunden in eine feste Gemeinschaft, sie sind beziehungslos. Die Handlungen sowie die Figuren sind isoliert gegenüber Familien, Beziehungen, Orten und Zeiten (vgl. Bertignoll 2006: 34). Die Szenen in Märchen sind grob umrissen, stehen aber nicht in Verbindung zueinander. Jede Episode ist in sich geschlossen. Die Märchenfiguren gehen isoliert in die Welt und haben eine Aufgabe zu meistern. Dabei kann es zu Zweckverbindungen kommen, die zur Meisterung dieser Aufgabe führen. Ist die Aufgabe gelöst, löst sich die Zweckverbindung wieder. Jedes Element kann mit einem anderen in Verbindung treten, was die Allverbundenheit zeigt (vgl. Lüthi 2005: 52f.). In diesem Zusammenhang äussert Bertignoll (2006: 34): „Isolation und Allverbundenheit bedingen einander, denn nur aus der Isolation erwächst allseitige Beziehungsfähigkeit.“

e) Sublimation und Welthaltigkeit

Motive wie Armut, Verwitwung, Kindsaussetzung oder Hochzeit verweisen auf alltägliche und wirkliche Themen, was als welthaltig bezeichnet werden kann. Die Motive in den Märchen werden aber durch den abstrakt-isolierenden, figuralen Stil verwandelt und werden zu schwerelosen transparenten Figuren sublimiert (vgl. Lüthi 2005 63).
In diesem Zusammenhang spricht Lüthi (2005: 69) von einer Entleerung der Motive:

Die Entleerung der Motive im Märchen bedeutet Verlust und Gewinn zugleich. Verloren gehen Konkretheit und Realität, Erlebnis- und Beziehungstiefe, Nuancierung und

Inhaltsschwere. Gewonnen aber werden Formbestimmtheit und Formhelligkeit. Die Entleerung ist zugleich Sublimierung. Alle Elemente werden rein, leicht, durchscheinend und fügen sich zu einem mühelosen Zusammenspiel, in dem alle wichtigen Motive menschlicher Existenz erklingen.

4.2.4 Sinnvermittlung und Wirklichkeit von Märchen

Märchen sprechen in einer besonderen durch Symbole gekennzeichneten Sprache zu uns. „Die Symbolsprache ist eine Sprache, in der die Aussenwelt ein Symbol der Innenwelt, ein Symbol unserer Seele und unseres Geistes ist." (Fromm 1951, zit. nach Bertignoll 2006: 35f.) In diesem Zusammenhang, so Bertignoll (2006: 37), bedeutet „Erkennen ein Wiedererkennen einer äusseren Erscheinung, um deren Existenz man im Innern bereits wusste". Die symbolhaften Bilder, welche durch Märchen vermittelt werden, klären über innere Bilder auf (vgl. ebd.: 37). Sie setzen dort an, wo sich die Menschen in einer seelischen und emotionalen Notlage befinden. Auf bewusster und unbewusster Ebene vermitteln Märchen wichtige Botschaften, womit Klarheit oder Möglichkeiten für das Angehen und Lösen der individuellen Schwierigkeiten geschaffen werden kann (vgl. Bettelheim 2009: 11f.). Je nach augenblicklichen Notlagen und Bedürfnissen werden bestimmte Botschaften aus den Märchen genommen. Die Botschaften respektive der Sinn, welcher aus den Märchen genommen wird, ist je nach Person und Lebenssituation unterschiedlich (vgl. ebd.: 19).
Weil Märchen verschiedene Bedürfnisse des Menschen ansprechen, verliert die Komplexität und Vielschichtigkeit des alltäglichen Lebens in den Märchen ihre Schwere und erscheint übersichtlich und klar. Dadurch können die Hörenden die Welt als weniger bedrohlich und überschaubar empfinden, womit Hoffnung und Zuversicht in die Zukunft sowie das Vertrauen in ein gutes Ende empfunden werden kann. Als Folge können Niederlagen besser angegangen und überwunden werden (vgl. Bertignoll 2006: 35).

4.2.5 Märchenalter

Wenn auf die Entstehungsgeschichte der Volksmärchen zurückgeschaut wird, ist deutlich zu erkennen, dass die Märchen ursprünglich nicht für Kinder, sondern für Erwachsene verfasst wurden. Damit dienten sie als fester Bestandteil in der Unterhaltung Erwachsener (vgl. Geister 2010: 33); so auch die Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm. In einem Brief an Achim von Arnim schreibt Jacob Grimm (1814, zit. nach Panzer 1960-1980: 38):

Das Märchenbuch ist mir daher gar nicht für Kinder geschrieben, aber es kommt ihnen recht erwünscht, und das freut mich sehr; sondern ich hätte nicht mit Lust daran gearbeitet, wenn ich nicht Glaubens wäre, dass es den ältesten und ernstesten Leuten so gut wie mir für die Poesie, Mythologie und Geschichte wichtig werden und erscheinen könnte.

Daraufhin veränderte Wilhelm Grimm die zweite Auflage, indem er sie kindergerechter verfasste. Die weiteren Auflagen enthielten eine immer kindergerechtere Sprache, womit diese in Deutschland im zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts zur Kinderliteratur wurden (vgl. Hetmann 1999: 119).

In der heutigen Zeit ist die Frage, ob Märchen nur für Kinder oder auch für Jugendliche und Erwachsene gedacht sind, umstritten. Mehrere Autoren nehmen an, dass es ein Märchenalter gibt, weil es in der Entwicklung der Individuen eine Zeit gebe, „in der der Mensch besonders empfänglich für Märchen wäre" (Bettelheim 2000; Bilz & Bühler 1558, zit. nach Bertignoll 2006: 47). Dieckmann (1968: 288) definiert das Märchenalter zwischen zwei und zehn Jahren. Bilz und Bühler (1977: 25) legen das Märchenalter zwischen vier und zehn Jahren fest und Betz (2001: 7) sieht die Hauptmärchenzeit der Kinder zwischen vier bis sieben Jahren. Folglich gehen die Literaturangaben von einem Märchenalter innerhalb des zweiten bis zehnten Lebensjahrs aus. Eine empirisch abgestützte Erklärung hierzu fehlt jedoch (vgl. Bertignoll 2006: 48). In diesem Zusammenhang schreibt Bettelheim (2009: 11), „sowohl für Kinder als auch für Erwachsene – von wenigen Ausnahmen abgesehen – [ist] in der gesamten „Kinderliteratur" nichts so fruchtbar und befriedigend wie das Volksmärchen".

Es ist schwierig, eine Empfehlung für ein bestimmtes Märchen in einem bestimmten Alter zu geben. Welches Märchen ein Kind in einem bestimmten Alter anspricht, hängt sehr stark von dem individuellen, psychologischen Entwicklungsstand sowie von dem persönlichen und gegenwärtigen Problem ab (vgl. ebd.: 22). Es ist am besten, so Bettelheim (2009: 25), „der Führung des Kindes zu folgen". Angelehnt an die Definition von Bettelheim kann die Aussage begründet werden, dass die sozialpädagogische Intervention der Märchenerzählungen für Kinder sowie für Jugendliche einsetzbar ist.

4.3 Märchen in der pädagogischen Diskussion

In den 1960er-Jahren wurden die Märchen im Zuge der Studentenrevolte und Kinderladenbewegung stark kritisiert, in Frage gestellt und als Schwarze Pädagogik bezeichnet. Kritiker bezeichneten die Märchen als „feudale Relikte aus der Vergangenheit, als Vermittler autoritärer Strukturen und falscher Klischees vom Verhältnis von Mann und Frau." (Richter 2002, zit. nach Geister 2010: 59)

Als im Jahr 1975 das Buch „Kinder brauchen Märchen" des amerikanischen Psychoanalytikers und Kinderpsychologen Bruno Bettelheim erschien, konnte sich die pädagogische Bedeutung der Märchen von der negativen Kritik rehabilitieren (vgl. ebd.: 60). In der heutigen Zeit ist die Frage, ob Kindern und Jugendlichen Märchen erzählt werden sollen oder nicht, noch immer umstritten und aktuell. Im folgenden Kapitel wird dargelegt, was in den Märchen kritisiert und als grausam bezeichnet wird sowie was das Bedeutsame und Gute an ihnen ist. Dazu werden zuerst die Kritikpunkte aufgeführt und jeweils unter den

Kritikpunkten wird in kursiver Schrift das Gegenargument respektive das Gute und Bedeutsame der Märchen aufgeführt. Anschliessend wird erläutert, welche Resilienzfaktoren die Märcheninhalte ansprechen können und warum Märchen im sozialpädagogischen Kontext von Bedeutung sind.

4.3.1 Die Grausamkeit versus das Gute in Märchen

Kritiker behaupten, dass Märchen kein wahres Bild des Lebens schildern, was für die Entwicklung der Kinder und Jugendlichen ungesund sei. Dabei möchten die Erzählenden ihre Hörenden nicht durch Märchen belügen und ihnen dadurch die Realität vorenthalten (Bettelheim 2009: 135).

Angelehnt an die Strukturmerkmale von Lüthi kann diesem Argument entgegengewirkt werden. Märchen konfrontieren die Kinder und Jugendlichen durch die symbolhafte Sprache mit der Realität, obschon die Handlungen und Inhalte teilweise Realitätsferne darstellen können. Durch das Strukturmerkmal der Eindimensionalität können die Hörenden in eine regellose, ferne Welt abtauchen, womit neue Sichtweisen erschlossen werden können. Weil Märchen verschiedene Bedürfnisse des Menschen ansprechen, verliert die Komplexität und Vielschichtigkeit im alltäglichen Leben an Schwere und erscheint als übersichtlich und klar. Die Kinder und Jugendlichen können dadurch Zuversicht und Hoffnung empfinden, womit es ihnen besser gelingen kann, den alltäglichen Anforderungen und Schwierigkeiten angemessen zu begegnen und diese zu bewältigen. Die unmittelbaren Gespräche über die Märchenerzählungen, welche durch das Erzählen entstehen und ermöglicht werden können, verweisen auf einen pädagogischen Charakter im Sinne der Problemlöseunterstützung. Unklarheiten, Ängste und Nöte sowie mögliche Lösungen oder Herangehensweisen können von den Erzählenden aufgegriffen, besprochen und begleitet werden (Bettelheim 2009: 136f.).

Weiter wird befürchtet, dass der Märcheninhalt die Hörenden überflute, womit es nicht möglich sei, einen Realitätssinn zu entwickeln. Die Hörenden würden sich von der Phantasiewelt mitreissen lassen und würden dadurch den Bezug zur Realität verlieren (vgl. ebd.: 137).

Die Phantasieentwicklung der Kinder und Jugendlichen wird durch Märchen angesprochen und gefördert. Die Seele wird mit Worten und Bildern genährt, was fördernd für die spätere Entwicklung ist. Wird die Phantasie der Kinder und Jugendlichen nicht angeregt, bleibt das Innenleben leer, was die spätere Entwicklung tangieren kann (vgl. Streit 1985: 53f.). Durch die Phantasieentwicklung, welche durch Märchen unterstützt wird, haben die Hörenden ein

breiteres Spektrum an verinnerlichten Möglichkeiten für die Lösung ihrer Probleme und Schwierigkeiten (vgl. Bettelheim 2009: 137f.).

Ebenso fürchten sich Kritiker davor, durch Märchen eine zu gewalttätige, angstbesessene, destruktive und sogar sadistische Phantasie zu erzeugen. Dabei möchten die Kritiker alles Böse in den Märchen in gutmütig verändern, sodass nichts von bös und schlecht vermittelt werden kann (vgl. ebd.: 139f.).

Das Strukturmerkmal des abstrakten Stils verhindert eine differenzierte Ausführung der Grausamkeit, womit genannte Grausamkeiten in den Märchen für Kinder und Jugendliche keine Gefahr darstellen: „Der abstrakte Stil gestattet keine realistische Darstellung grausamer Handlungen, körperliche Schmerzen scheinen die flächenhaft gekennzeichneten Figuren nicht zu empfinden." (Poser 1980: 83) Aufgrund der Flächenhaftigkeit in Märchen werden Gefühle und Empfindungen der Figuren nicht ausgesprochen, sie müssen gedacht werden. Kinder und Jugendliche können sich stellvertretend (Identifikationsprozess) auf die Märchenfigur projizieren, was eine unterstützende und heilende Wirkung in ihrem Konflikt- oder Problemlöseprozess haben kann (vgl. Geister 2010: 85).
Gerade weil in Märchen fundamentale Wahrheiten wie Angst, Aggressionen oder der Tod angesprochen werden, lernen die Hörenden damit umzugehen (vgl. Bettelheim: 139f.).
Märchenhelden sind selten passiv. Sie sind aktiv und bewältigen ein Problem. Sie lösen sich dabei vom Elternhaus und gehen auf Wanderschaft. Die Helden in den Märchen scheuen sich nicht, das Problem zu lösen. Die Konfrontation mit dem Bösen und Unbekannten ist dabei sehr zentral (vgl. Poser 1980: 87).

Des Weiteren werden die Märchen als Mittel angesehen, welche die Kinder und Jugendlichen zu gehorsamen, anpassungsfähigen weltfremden und passiven Individuen erziehe. Dabei werden vor allem die Mädchen und Frauen als minderwertig und passiv angesehen (vgl. ebd.: 87).

Die Frauen und Mädchen in den Märchen sind überhaupt nicht, wie behauptet wird, passive Handlungsträger. Sie agieren klug, intelligent und ausdauernd. Sie setzen sich weniger dem Kampf aus als die Knaben und Männer, gehen aber den Weg der Strapazen und suchen nach Lösungen. Der Fleiss wird belohnt und die Faulheit bestraft, das Gute siegt und das Böse verliert (vgl. ebd.: 88). „Die von den Märchen entworfene Welt ist nicht ein Schlaraffenland, sondern ein Reich der Aufgaben, des Handelns, des Geschehens." (Lüthi 1956, zit. nach: Poser 1980: 87)

4.3.2 Märchen in sozialpädagogischen Wohnheimen

Weil in Märchen meistens von keiner intakten Familie gesprochen wird, hat dies eine sozialpädagogisch wertvolle Bedeutung (vgl. Poser 1980: 89). Weil Kinder und Jugendliche durch die in den Märchen vermittelte Zerrüttung der Familien erfahren können, dass auch andere in ähnlichen oder gleich belastenden Familienverhältnissen leben, kann dies eine Hilfe darstellen, welche sie in der Ablösung von den Eltern sowie im Erwerb und Erhalt der Resilienzfaktoren unterstützt, sodass es ihnen gelingt, die belastenden familiären Verhältnisse, Problemthemen und Schwierigkeiten angemessen zu bewältigen. Des Weiteren können Märchen in sozialpädagogischen Wohnheimen die Akzeptanz unterstützen, keine intakte Familie zu haben, was sich viele Kinder und Jugendlichen aus belastenden Familienverhältnissen wünschen. Kinder und Jugendliche in sozialpädagogischen Wohnheimen befinden sich während ihres Heimaufenthalts und ihrer Entwicklung immer wieder in Situationen, in denen die Vielzahl der Eindrücke und Anforderungen verwirrende und konfuse Gefühle auslösen können. In solchen Situationen benötigen Kinder und Jugendliche Möglichkeiten, durch welche sie Ordnung schaffen und Sicherheit dazugewinnen können und nicht zuletzt wertvolle Resilienzfaktoren erwerben und erhalten. Märchen können dabei eine Möglichkeit der Sinnvermittlung darstellen, womit Ordnung und Sicherheit erfahren werden kann (vgl. Bettelheim 2009: 11). „In jedem Lebensalter suchen und brauchen wir einen Sinn, und sei es nur ein Teilsinn, der der Entwicklung unserer Seele und unseres Begriffsvermögens entspricht." (Bettelheim 2009: 9)

4.3.3 Resilienzfaktoren in Märchen

Es existieren verschiedene Modelle, die zur Resilienzförderung eingesetzt werden können. Märchen spielen dabei eine wichtige Rolle und eignen sich, resilientes sowie anti-resilientes Verhalten zu fördern und zu erhalten. Individuen lernen dadurch mit belastenden und schwierigen Situationen umzugehen. Märchen besitzen eine moralische Funktion, durch welche sie Individuen wichtige Verhaltensmodelle vermitteln, sowie eine entlastende und entspannende Funktion, womit die Individuen für einen Moment ihre Probleme vergessen und abschalten können (vgl. Joseph 1994, zit. nach Wustmann 2009: 129f.). Dabei sprechen Märchen die individuellen Basiskompetenzen und Resilienzfaktoren an, welche den personalen Schutzfaktoren zugeordnet werden können. Je nach Problemlage der Individuen kann ein bestimmtes Märchen zum Erwerb und zur Förderung dieser individuellen Basiskompetenzen und Resilienzfaktoren beitragen, was die Bewältigung der Problemlage positiv begünstigen kann.

Die Resilienzfaktoren, welche von Fröhlich-Gildhoff und Rönnau-Böse in sechs bedeutsame Faktoren unterteilt werden, sind in Märchen auffindbar und werden im folgenden Kapitel erläutert, was zur Bedeutung der Resilienzförderung in sozialpädagogischen Wohnheimen durch die sozialpädagogische Intervention der Märchenerzählungen beitragen soll.

Im Mittelpunkt eines Märchens steht meistens die Bewältigung eines schwierigen Problems respektive einer schwierigen Situation, was auf den Resilienzfaktor **Problemlösefähigkeiten** verweist. Dabei ist es typisch für Märchen, dass die Lösung eines Problems oder einer schwierigen Situation durch den Protagonisten selbst geschieht und nicht durch äussere Umstände oder andere Personen. Die Protagonistin oder der Protagonist wird von sich aus aktiv und ändert selbst die Situation (vgl. Wustmann 2009: 130). Dabei kann es lediglich zu Zweckverbindungen kommen, welche unterstützend für die Meisterung der schwierigen Aufgabe wirken. Ist die Aufgabe gelöst, löst sich auch die Zweckverbindung wieder (Isolation und Allverbundenheit). Individuen spüren, welches von den vielen Märchen ihrer innerlichen Augenblicksituation, mit der sie im gegenwärtigen Zeitpunkt überfordert sind und nicht mehr weiter wissen, entspricht. An dieser Stelle kann das ausgewählte Märchen für die Lösung eines schwierigen Problems respektive einer schwierigen Situation stehen. Diese Erkenntnis erlangt ein Individuum in der Regel nicht beim ersten Mal Hören, sondern ist auf mehrmaliges Hören angewiesen. Denn wenn Individuen ein bestimmtes Märchen immer wieder hören und viel Zeit zum Nachdenken haben, können sie durch Selbsterkenntnis das Problem oder die Probleme bewältigen (vgl. Bettelheim 2009: 70). Dabei lernen sie, die Schwierigkeit respektive die Problemlage einzuschätzen und durch Bewältigungsstrategien wie Unterstützung beiziehen, was sich in der Forderung, ein Märchen mehrmals hören zu wollen, äussern kann. Ist das Individuum im Anschluss in der Lage, über die Problemlage oder Schwierigkeit zu reflektieren, sie zu bewerten und darauf zu reagieren, weist dies auf den **Umgang mit Stress** hin. Die Erzählenden sollten dabei aufmerksam und wachsam sein, sodass auf die Spannungszustände der Individuen reagiert werden kann. Gerade wenn Individuen sich verschliessen und sich nicht äussern können, ist es umso wichtiger, dass die Erzählenden die Situation sensibel und sorgfältig wahrnehmen und aufgreifen. Ein weiterer Resilienzfaktor wird durch die **Verantwortungsübernahme** angesprochen, was sich wie bereits erwähnt darin äussert, dass die Protagonistin oder der Protagonist von sich aus aktiv wird und für das, was im Leben des Protagonisten geschieht, Verantwortung übernimmt (vgl. Wustmann 2009: 130). Dabei glaubt die Protagonistin oder der Protagonist an die eigenen Fähigkeiten und ist davon überzeugt, dass sie oder er die Anforderungen der Umwelt bewältigen kann, wobei sie oder er sich nicht durch Rückschläge entmutigen lässt. Dies weist auf eine optimistische und zuversichtliche Lebenseinstellung hin (vgl. ebd.: 130). Durch das Strukturmerkmal des „guten Endes“ in Märchen wird Zuversicht und Hoffnung vermittelt. Individuen lernen, dass Aufgaben, Prüfungen und gefahrvolle Abenteuer zum Leben gehören und gemeistert werden können (vgl. Bettelheim 2009: 121f.). Daraus lässt sich ein weiterer Resilienzfaktor ableiten, die **Selbstwirksamkeit**. Dadurch dass die Protagonistin oder der Protagonist sich ihrer oder seiner Stärken bewusst ist, verfügt sie oder er über ein positives Selbstbild. Das positive Selbstbild verhilft den Protagonisten dazu, konstruktiv soziale

Beziehungen aufzubauen und soziale Unterstützung zu mobilisieren (vgl. Wustmann 2009: 130). Der dazugehörige Resilienzfaktor ist die **Selbstwahrnehmung**. Weil sich die Protagonisten meistens für andere verantwortlich fühlen und ihre Hilfe anbieten, kommt Hilfsbereitschaft- und Verpflichtungsgefühl der Protagonisten zum Ausdruck, was auf den Resilienzfaktor **soziale Kompetenz** hinweist (vgl. ebd.: 130).
Folglich ist zu erkennen, dass die Resilienzfaktoren, welche Fröhlich-Gildhoff und Rönnau-Böse in sechs bedeutsame Faktoren unterteilt haben in den Märchen auffindbar sind.

4.4 Zwischenfazit

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass Märchen eine Jahrtausend alte Entstehungsgeschichte aufweisen, die früher vor allem in erzählter und später in geschriebener Form übermittelt wurden und in allen Kulturkreisen auffindbar sind. Die besondere, durch Symbole gekennzeichnete Sprache der Märchen spricht auf bewusster und unbewusster Weise die Seele der Individuen an, womit die Hörenden über ihr Innenleben aufgeklärt werden können. Dadurch dass Märchen verschiedene Botschaften vermitteln, können sie Möglichkeiten anbieten und vermitteln, womit die bestehenden seelischen und emotionalen Schwierigkeiten klarer und unbelasteter empfunden und angegangen werden können. Märchen enthalten resilienzfördernde Aspekte, durch welche die Resilienzfaktoren, der Kinder und Jugendlichen angesprochen werden können. Die Resilienzfaktoren welche von Fröhlich-Gildhoff und Rönnau-Böse in sechs bedeutsame Faktoren unterteilt wurden, können mit den resilienzfördernden Märcheninhalten in Verbindung gebracht werden. Im Rahmen einer sozialpädagogischen Intervention mittels Märchen können Sozialpädagoginnen und Sozialpädagogen gezielt und bewusst auf die resilienzfördernden Merkmale respektive Schwierigkeiten oder Problemthemen der Kinder und Jugendlichen eingehen. Die Kinder und Jugendlichen können dadurch in ihren Kompetenzen und Fähigkeiten unterstützt und gefördert werden, sodass mit den Problemthemen ein adäquater Umgang gefunden werden kann. Dies wirkt sich positiv auf die Resilienzfaktoren der Kinder und Jugendlichen aus, womit diese sich gestärkter und sicherer bezüglich Autonomie, Selbstbewusstsein, Problemlösefähigkeiten oder in ihren sozialen Kompetenzen wahrnehmen und agieren können.

5 Resilienzförderung durch Märchenerzählungen in sozialpädagogischen Wohnheimen

Das folgende Kapitel wird die Umsetzung der sozialpädagogischen Intervention der Märchenerzählungen bei Kindern und Jugendlichen in sozialpädagogischen Wohnheimen erläutern. Es wird erklärt, warum die Interventionsform sich auf das Erzählen fokussiert. Weil das Erzählen von Märchen einem Ritual gleichgesetzt werden kann, werden Rituale im Kontext der Märchenerzählungen kurz beleuchtet. Anschliessend wird auf die Umsetzung der sozialpädagogischen Intervention der Märchenerzählungen eingegangen, wobei dargelegt wird, was Sozialpädagoginnen und Sozialpädagogen bei der Umsetzung beachten sollten. Hierzu wird auf die enthaltenen Resilienzfaktoren in drei Märchen der Brüder Grimm Bezug genommen sowie erläutert, welche Schwierigkeiten und Problemthemen der Kinder und Jugendlichen in sozialpädagogischen Wohnheimen durch die ausgewählten Märchenerzählungen angesprochen werden könnten.

5.1 Märchen erzählen

Die Übermittlung von Märchen kann auf verschiedene Art und Weise gestaltet werden. In der vorliegenden Arbeit wird grosser Wert auf das Erzählen gelegt.

Verschiedene Autoren vertreten die Meinung, dass das Erzählen von Märchen fördernder ist als das Vorlesen (Bettelheim 2009: 173; Betz 2001: 14f.; 23; Knoch 2013: 28f.). Wenn Märchen erzählt und nicht vorgelesen werden, ermöglicht dies dem aufmerksamen Erzählenden individuell auf die Zwischenfragen des Hörers zu reagieren. Darüber hinaus begünstigt die intensive zwischenmenschliche Interaktion des Erzählens ein Gesprächssetting, an dem die Gesprächspartner als gleichrangige Partner teilnehmen. Fragen oder Unklarheiten können gestellt und beantwortet werden. Der Erzählvorgang kann beliebig angepasst und unterbrochen werden, womit angemessen auf die Hörenden eingegangen werden kann (vgl. Brockert/Schreiber 1997: 108f.).

Simon-Wundt (1997: 14) hat ein „narratives projektives Testverfahren“ für Kinder entwickelt, womit bei den Individuen durch das Erzählen von Märchen eine „Widerspiegelung des persönlichen Erlebens innerer und äusserer Konflikte“ ermöglicht werden sollte. Kennzeichnend dabei ist, dass die Märchen nicht alleine von der Erzählerin oder dem Erzähler erzählt werden, sondern dies geschieht in einem interaktiven Prozess von Zuhörerin oder Zuhörer und Erzählerin oder Erzähler. In der Erzählung wechseln sie sich gegenseitig ab, womit eine gemeinsame Geschichte entstehen kann (vgl. ebd.: 14). Aufgrund der spielerischen, weniger formellen Vorgehensweise der Märchenerzählungen konnten sich die Individuen kooperativer zeigen, was gewinnbringende Ergebnisse mit sich zog (vgl. ebd.: 22). Weil anhand der Märchenerzählungen die Grundprobleme und dynamischen Abläufe bildhaft-symbolisch dargestellt werden können, erhalten Sozialpädagoginnen und

Sozialpädagogen Anhaltspunkte über die persönlichen und psychischen Probleme respektive die Resilienzfaktoren, welche mit den Kinder und Jugendlichen angegangen und aufgearbeitet werden sollten (vgl. ebd.: 22). Je nach Problemthemen und Schwierigkeiten der Kinder und Jugendlichen ist es hilfreich und elementar, sich ihnen anzupassen und auf eine gemeinsame Märchenentwicklung, wie Simon-Wundt sie definiert, einzulassen.

5.1.1 Märchen und Rituale

Gemäss Duden wird unter einem Ritual etwas Wiederholtes, immer Gleichbleibendes, durch ein regelmässiges Vorgehen nach einer festgelegten Ordnung oder einem Zeremoniell verstanden (vgl. http://www.duden.de/rechtschreibung/Ritual). Nach Hoorwitz und O'Connor (2006: 181) definieren sich Rituale durch einen „deutlichen Anfang, eine Struktur und eine Reihenfolge von Handlungen", welche für ein bestimmtes Thema oder Ereignis organisiert werden, sich oft wiederholen und für Veränderungsprozesse stehen oder sie fördern. Whiting (2006: 120) führt im Zusammenhang der Rituale an, dass „Symbole und die symbolischen Handlungen die Bausteine von Ritualen bilden" sowie „als Konstruktionselement das Fundament des Entwicklungsprozesses" bilden. Dabei umfassen Symbole Wörter oder Gegenstände, „die eine Veränderung von Überzeugungen, Beziehungen oder der Bedeutung von Ereignissen ermöglichen".

Wie die Symbole in Ritualen wahrgenommen werden, liegt der subjektiven Wahrnehmung der Individuen zugrunde und weist auf die Doppeldeutigkeit oder Widersprüchlichkeit der Symbolsprache der Märchen hin. Ein Netz kann als Symbol für Gefangensein sowie für Sicherheit stehen (vgl. Roberts 2006: 26). Weil in Ritualen den Symbolen eine so bedeutende Rolle zukommt, ist es wichtig, dass diese im Zusammenhang mit den betroffenen Individuen stehen (vgl. Whiting 2006: 120). Werden Märchen als sozialpädagogische Intervention zur Förderung von Resilienz eingesetzt, ist es die Aufgabe der Sozialpädagoginnen und Sozialpädagogen, sich im Vorfeld mit der Wahl der Märchen und deren Symbolen und Bilder auseinanderzusetzen, was im nächsten Kapitel dargelegt wird.

5.1.2 Die Wahl des Märchens – Vorbereitung

Um durch Märchen die für diese Arbeit zentralen Resilienzfaktoren anzusprechen, sollten sich Sozialpädagoginnen und Sozialpädagogen im Vorfeld mit dem ausgewählten Märchen auseinandersetzen, sodass deren Wirkungskraft bei den Kindern und Jugendlichen ankommt. Andernfalls bleibt deren Wirkung verborgen und verschlossen (vgl. Betz 2001: 14). Sozialpädagoginnen und Sozialpädagogen, „die die Märchen so gleichgültig behandeln, werden auch von Märchen gleichgültig behandelt werden" (Betz 2001: 14).

Dadurch dass Märchen über besondere Symbole verfügen, ist es für die Sozialpädagogin und den Sozialpädagogen wichtig, dass sie sich über die vorkommenden Symbole und

Bilder des ausgewählten Märchens informieren. Welche Gefühle und Erlebnisse können und möchten durch die Symbole und Bilder angesprochen werden? Sind der Sozialpädagogin oder dem Sozialpädagogen die Bilder und Symbole bekannt, welche durch das Märchen vermittelt werden? Welcher Grundton wird für die Märchenerzählung gewählt? Handelt es sich dabei um ein humorvolles, heiteres, sachliches, ernstes, trauriges, derbes, erregtes oder beruhigendes Märchen? Was möchte mit dem Märchen vermittelt und angesprochen werden (vgl. ebd.: 14–19)? Märchen als „akustisches Phänomen", wie sie Mönckeberg („o.J.", zit. nach Betz 2001: 14) definiert, bedürfen der Stimme der Erzählerin oder des Erzählers. Folglich weist dies auf die zentrale Rolle der Art und Weise, wie ein Märchen erzählt wird, hin und kann durch Mimik und Gestik unterstrichen werden.

Zusammengefasst kann festgehalten werden, dass sich Sozialpädagoginnen und Sozialpädagogen im Vorfeld Gedanken über den Grundton, die Symbole und die Wirkung des ausgewählten Märchens machen sollten, sodass bei den Kindern und Jugendlichen das Interesse des Zuhörens angesprochen wird und nicht zuletzt die Resilienzfaktoren gefördert und gestärkt werden können. Das Wissen über die Grundlagen der Gesprächsführung, beispielsweise die Vor- und Nachbearbeitung von Gesprächen, wie sie Widulle in seinem Buch „Gesprächsführung in der Sozialen Arbeit" darlegt, könnte die Vorbereitung sowie die weitere Intervention der Resilienzförderung durch Märchenerzählungen positiv unterstützen (vgl. Widulle 2012: 79–95).

5.1.3 Das Erzählen von Märchen – Umsetzung

Geht es darum, den Kindern und Jugendlichen ein Märchen zu erzählen, handelt es sich um etwas Besonderes. Die dazugehörige Atmosphäre sollte dabei stimmen, denn nur wenn die Kinder und Jugendlichen zuhören wollen, ist es möglich, die Wirksamkeit der Märchen erleben zu können (vgl. Betz 2001: 22). Eine geeignete Höratmosphäre herzustellen, hängt von der erzählenden Person ab. Gerade weil das Erzählen von Märchen vergleichbar mit einem Ritual ist, könnte es eine Möglichkeit darstellen, Märchenerzählungen immer zur gleichen Zeit vorzulesen. Dadurch kann einer unruhigen und unaufmerksamen Truppe entgegengewirkt werden, weil die Kinder und Jugendlichen sich dadurch bereits im Vorfeld Gedanken dazu machen können und wissen, was sie erwarten wird. Des Weiteren könnte der Ort, an welchem das Märchen erzählt wird, speziell gestaltet werden oder es können Hilfsmittel wie Musik oder Tücher verwendet werden, was die Atmosphäre begünstigen kann (vgl. ebd.: 22f.). Beim Erzählvorgang ist es von Vorteil, ohne Buch zu erzählen. Je intensiver die Erzählenden sich im Vorfeld mit dem Märchen auseinandergesetzt haben, desto sicherer fühlen sie sich im Anschluss beim Erzählen. Dies wirkt sich auf die Aufmerksamkeit der Hörenden aus, was die Wahrnehmung der Wirkung des Märcheninhalts positiv begünstigen kann. Eine weitere Wichtigkeit beim Erzählen von Märchen besteht im beständigen Kontakt zwischen der Erzählerin oder des Erzählers zu den Hörenden. Auf emotionale Reaktionen

wie Desinteresse, Betroffenheit oder Unbehaglichkeit kann reagiert werden, was den weiteren Erzählvorgang bestimmen kann (vgl. ebd.: 23). Die Kompetenzen und Fähigkeiten der Sozialpädagoginnen oder Sozialpädagogen sind beim Erzählen der Märchen von Wichtigkeit und nehmen grossen Einfluss auf die Wahrnehmung respektive Wirkungskraft der Märchen auf die Kinder und Jugendlichen und nicht zuletzt auf die Resilienzförderung.

5.1.4 Nach dem Erzählen – Auswertung

Nachdem ein Märchen erzählt wurde, sollte mit den Kindern und Jugendlichen über den Inhalt des Märchens gesprochen werden, sodass in Erfahrung gebracht werden kann, wie der Inhalt, respektive die Symbole und Bilder, auf sie wirkte (vgl. ebd.: 23f.).
Haben die Kinder oder Jugendlichen Mühe, von sich aus über das erzählte Märchen zu sprechen, kann es hilfreich sein, wenn die Sozialpädagogin oder der Sozialpädagoge das Märchen kurz zusammenfasst und im Anschluss gezielt Fragen dazu stellt (vgl. Joseph 1994, zit. nach Wustmann 2009: 130). In diesem Zusammenhang formulierte Joseph (1994, zit. nach Wustmann 2009: 130) mögliche Fragenstellungen:

- Wie geht das Märchen weiter, was könnte der Held nun tun?
- Wie kann der Held sein Ziel erreichen, wer könnte ihm dabei helfen?
- Welche anderen Lösungswege gäbe es noch?
- Wie hättest du in der Situation reagiert und warum?
- Hast du auch schon so etwas erlebt?
- Gibt es Ähnlichkeiten zwischen dem Helden oder dem Märchen und dir?

Weil die Sozialpädagoginnen und Sozialpädagogen durch die Fragen gezielt und bewusst Resilienzfaktoren ansprechen können, erhalten sie dadurch Anhaltspunkte über die Schwierigkeiten und Problemthemen, welche die Kinder oder Jugendlichen beschäftigen. In einem weiteren Schritt kann dabei auf die Schwierigkeiten und Problemthemen eingegangen werden, womit die Kinder oder Jugendlichen in ihren Problembewältigungskompetenzen und Fähigkeiten unterstützt, gefördert und bestärkt werden können, womit sie neue Lösungswege und Fähigkeiten erschliessen und erwerben können (vgl. ebd.: 131).
Es kann sein, dass die Kinder oder Jugendlichen länger Zeit benötigen, um die Eindrücke aus den Märchen zu verarbeiten, was sich meistens im Verlangen der Märchenwiederholung zeigen kann. Um dieser Forderung gerecht werden zu können, sollten Sozialpädagoginnen und Sozialpädagogen aufmerksam, einfühlsam und wachsam sein (vgl. Betz 2001: 24). Das besondere Interesse, welches durch das Bedürfnis der Wiederholung desselben Märchens zum Ausdruck kommen kann, kann als Lieblingsmärchen bezeichnet werden. Dabei können die Lieblingsmärchen als schön und entspannend oder als beängstigend und bedrückend wahrgenommen werden. Dabei weisen die negativen Emotionen auf die inneren, bewussten

oder unbewussten Schwierigkeiten, Notlagen oder Ängste der Kinder oder Jugendlichen hin, bei denen sie auf Hilfe und Unterstützung angewiesen sind (vgl. Bertignoll 2006: 49).

5.2 Anwendungsmöglichkeit in der Praxis

Im folgenden Kapitel wird aufgezeigt, wie die konkrete Umsetzung der sozialpädagogischen Intervention der Märchenerzählungen in der Praxis aussehen könnte. Dazu werden drei ausgewählte Märchen der Brüder Grimm differenzierter betrachtet. Im ersten Schritt wird jeweils die Handlung des Märchens kurz dargelegt, um im zweiten Schritt deren Resilienzfaktoren zu benennen. Im dritten Schritt werden die ausgewählten Märchen mit der Praxis in Verbindung gebracht, wobei typische, belastende Situationen von Kindern und Jugendlichen in sozialpädagogischen Wohnheimen zu den erwähnten Märchen und deren Resilienzfaktoren in Beziehung gebracht werden.

5.2.1 Das Märchen von Hänsel und Gretel

Das Märchen von Hänsel und Gretel handelt von Geschwistern, welche aufgrund materieller Armut der Eltern im Wald ausgesetzt wurden. Die Handlung wurde vor allem durch die Stiefmutter der Kinder bestärkt, wobei dem Vater das Aussetzen der Kinder sehr schwer fiel. Das erste Mal fanden die Geschwister dank der Wegmarkierung durch die gestreuten Kieselsteine von Hänsel den Weg zum Elternhaus zurück. Beim zweiten Mal scheiterte die Rückkehr nach Hause, weil Hänsel den Weg mit Brotstücken markiert hatte, welche von den Vögeln aufgegessen wurden. Die Kinder verirrten sich im Wald und fanden anstelle des Elternhauses ein Häuschen aus Brot, Zucker und Kuchen. Um ihren Hunger zu stillen, begannen sie vom Häuschen, welches einer bösen, menschenessenden Hexe gehört, zu essen. Die Hexe fing die beiden Kinder und sperrte Hänsel in einen Käfig und Gretel machte sie zur Dienstmagd. Weil die Hexe die Kinder aufessen wollte, mästete sie Hänsel im Käfig. Täglich überprüfte die Hexe den Finger von Hänsel, um zu schauen, ob er schon genug dick ist. Hänsel aber streckte der halbblinden Hexe jeweils ein dünnes Knöchlein hin. Weil Hänsel aufgrund des Knöchleins immer gleich dünn blieb, verlor die Hexe die Geduld und beschloss, ihn sofort zu braten. Gretel wurde von der Hexe beauftragt zu schauen, ob der Ofen genug heiss sei. Gretel überlistete die Hexe, indem sie ihr sagte, sie sei zu klein für das Überprüfen der Ofenwärme. Als die Hexe nach dem rechten schaute, ergriff Gretel die Initiative und schubste sie in den Ofen. Gretel befreite Hänsel aus dem Käfig. Im Anschluss füllten die beiden ihre Taschen mit Schätzen aus dem Hexenhaus und fanden den Weg zum Elternhaus zurück. Dadurch dass sie aufgrund der Schätze aus dem Hexenhaus nicht mehr länger unter materieller Armut litten und die Stiefmutter zwischenzeitlich gestorben war, lebten sie ein glückliches Leben (vgl. Uther 1996a: 81–90).

5.2.1.1 Die Resilienzfaktoren in Hänsel und Gretel

Im Mittelpunkt des Märchens steht die Bewältigung einer schwierigen Situation. Aufgrund materieller Armut werden die beiden Kinder im Wald ausgesetzt, wobei sie sich verirren und auf eine Hexe treffen, welche die Kinder aufessen will **(Problemsituation)**.
Anfänglich wird Gretel von ihrer Angst überwältigt und fällt in eine ohnmächtige und passive Haltung. Hänsel dagegen handelt einfallsreich und aktiv, indem er Gretel positiv zuredet **(Problemlösefähigkeiten)**. Durch die Verantwortungsübernahme und das positive Selbstkonzept von Hänsel gelingt es ihm, die Ängste und Nöte von Gretel aufzufangen, womit er in ihr Zuversicht und Hoffnung hervorruft **(Selbstwirksamkeit, soziale Kompetenz, Verantwortungsübernahme)**. Bis zum Zeitpunkt, als Hänsel von der Hexe in einen Käfig gesperrt wurde, übernahm hauptsächlich er die Verantwortung für die Lösung der prekären Situation. Als die Hexe Hänsel in Gefangenschaft nahm, war Gretel angehalten zu reagieren. Sie musste nun die Verantwortung übernehmen und handeln, sodass sie Hänsel und sich von der bösen Hexe befreien konnte **(Problemlösefähigkeiten, Verantwortungsübernahme, Selbstwirksamkeit)**. Die wiederkehrenden Rückschläge entmutigen Hänsel und Gretel nicht. Der Glaube an die eigenen Fähigkeiten, ihre optimistische und zuversichtliche Lebenseinstellung sowie die aufmerksamen, klugen und kreativen Handlungen ermöglichten ihnen die Bewältigung der belastenden Situation **(Selbstwirksamkeit, Problemlösefähigkeiten, Stressbewältigung, Verantwortungsübernahme)**. Für die Bewältigung des Problems haben die Geschwister zusammengehalten und glaubten an eine erfolgreiche Bewältigung der Situation. Glücklich und um Fähigkeiten und Erfahrungen reicher konnten sie in ihr Elternhaus zurückkehren.

5.2.1.2 Anwendungsmöglichkeiten von Hänsel und Gretel in der Praxis

Meiner Ansicht nach eignet sich dieses Märchen für Kinder und Jugendliche, welche beispielsweise in Armut aufwachsen oder deren Eltern sich scheiden oder trennen. Das Märchen spricht existenzielle, familiäre und zwischenmenschliche Schwierigkeiten an, welche von den Protagonisten erfolgreich bewältigt werden. Dabei sehe ich Gemeinsamkeiten zu den oben beschriebenen Problemthemen. Das Märchen kann meines Erachtens Zuversicht, Hoffnung und Mut auslösen, womit die Kinder und Jugendlichen in ähnlich belastenden Situationen die Kraft und das Durchhaltevermögen für das Angehen und Überstehen der prekären Situation erlangen können.
Sozialpädagoginnen und Sozialpädagogen können sensibel, bewusst und gezielt auf die individuellen sowie sozialen Schutzfaktoren Einfluss nehmen. Problem- und Konfliktlösefähigkeiten, Verantwortungsübernahme, Selbstwirksamkeit, Stressbewältigung oder soziale Kompetenzen sowie die Erziehungs- und Interaktionsqualität zwischen den Eltern und den Kindern können anhand des Märchens gefördert und gestärkt werden.

Mir half das Märchen Hänsel und Gretel beispielsweise, das Vertrauen von zwei Kindern zu gewinnen. Als ich mein einjähriges Praktikum in einem Kinder- und Jugendwohnheim absolvierte, erlebte ich einen Neueintritt von einem Geschwisterpaar. Es waren ein Junge, 10 Jahre und ein Mädchen, 6½ Jahre alt. Die Eltern der beiden Geschwister standen vor der Scheidung und waren durch die eigenen persönlichen Beziehungsprobleme mit der Erziehung ihrer Kinder überfordert, was zu der Heimplatzierung ihrer Kinder führte. Die Geschwister litten sehr stark unter dieser Intervention und zeigten ein desinteressiertes und destruktives Verhalten gegenüber dem sozialpädagogischen Team. Die Kinder blockten jegliche sozialen Interaktionsversuche der Sozialpädagogen ab und hatten zudem eine rege Wut gegenüber ihren Eltern. Sie konnten nicht verstehen, warum sie in ein sozialpädagogisches Wohnheim kamen und hatten das Gefühl, ihre Eltern liebten sie nicht mehr. Durch das Märchen von Hänsel und Gretel konnten den Kindern die Gründe und Ziele der Heimplatzierung vermittelt und die Eltern gestärkt werden. Den Kindern konnte aufgezeigt werden, dass die Heimplatzierung in keiner Weise die Liebe zu den Eltern in Frage stellt, viel mehr stellt es eine vorübergehende Situation dar, in welcher die Kinder sowie auch die Eltern Aufgaben zu erledigen haben, sodass ein Zusammenleben in der Familie zu einem späteren Zeitpunkt realisiert werden kann. Durch das Märchen konnten die Kinder sichtlich ruhiger und aufmerksamer zuhören und verstehen. Plötzlich kamen die Kinder von sich aus und stellten Fragen bezüglich der familiären Situation und der Heimplatzierung. Dadurch konnten wertvolle Anhaltspunkte über die Förderaspekte und Schwierigkeiten der Kinder wahrgenommen werden, welche die weitere Zusammenarbeit mit ihnen positiv prägte. Zum einen wurden die individuellen Resilienzfaktoren der Kinder gefördert und gestärkt und zum anderen wurden die Eltern mittels Elternarbeit in ihrer Erziehungs- und Interaktionsqualitäten unterstützt, befähigt und gestärkt. Die Sozialpädagoginnen und Sozialpädagogen sollten sich dabei im Klaren sein, dass die Gefahr besteht, dass ein Elternteil oder das sozialpädagogische Team als negative Figur, welche im Märchen als Hexe oder Stiefmutter charakterisiert wird, verglichen werden könnten. Um dieser negativen Projektion entgegenzuwirken, bedarf es einer achtsamen, sorgfältigen und überlegten Vorbereitung des Märchens sowie der Kompetenzen und Fähigkeiten des sozialpädagogischen Teams.

5.2.2 Das Märchen der Wolf und die sieben jungen Geisslein

Das Märchen der Wolf und die sieben jungen Geisslein handeln von einer Geissenmutter und ihren sieben Kindern. Die Geissenmutter liess die jungen Geisslein aufgrund von Besorgungen alleine zu Hause, warnte und bat sie aber, während ihrer Abwesenheit niemanden ins Haus zu lassen. Nachdem die Geissenmutter das Haus verlassen hatte, kam der böse Wolf an die Tür und bat um Einlass in das Haus. Die sieben jungen Geisslein erkannten den Wolf sofort an der rauen Stimme und machten die Türe nicht auf. Der

hinterlistige Wolf holte und frass Kreide, um seine Stimme zart und fein zu machen und kehrte zum Haus der Geisslein zurück. Erneut klopfte er an die Türe und bat um Einlass in das Haus. Beim zweiten Versuch verriet er sich durch seine schwarze Pfote, welche die klugen und aufmerksamen jungen Geisslein auf der Fensterbank sahen und ihm den Einlass verweigerten. Weil der böse Wolf seine Pfote mit Teig und Mehl bestreichen liess, gelang es ihm beim dritten Anlauf, Einlass in das Haus der jungen Geisslein zu bekommen. Er verschlang sechs der sieben Geisslein und war danach so gesättigt und müde, dass er sich unmittelbar vor dem Haus unter einen Baum zum Ausruhen hinlegen musste. Das siebte und jüngste Geisslein fand er nicht, weil es sich in der Wanduhr versteckte. Als die Geissenmutter nach Hause kam, schlüpfte das Geisslein aus seinem Versteck und teilte der Geissenmutter den Überfall des bösen Wolfes mit. Die Mutter eilte und holte sofort ihr Nähzeug aus dem Kasten und schlitzte dem Wolf, welcher noch immer unter dem Baum vor dem Hause schlief, den Bauch auf. Alle sechs jungen Geisslein waren noch am Leben und konnten aus dem Bauch springen. Nachdem das sechste Geisslein draussen war, füllte sie den Bauch mit Steinen und nähte ihn wieder zu. Als der Wolf von seinem Verdauungsschlaf erwachte und zum Trinken an den Brunnen ging, zog die Last der Steine ihn in den Brunnen und er ertrank (vgl. Uther 1996a: 31–34).

5.2.2.1 Die Resilienzfaktoren in der Wolf und die sieben jungen Geisslein

Auch in diesem Märchen steht im Mittelpunkt die Bewältigung einer schwierigen Situation. Die sieben jungen Geisslein sind alleine zu Hause und werden mehrere Male vom bösen Wolf hintergangen **(Problemsituation)**. Die jungen Geisslein hielten sich an die Vereinbarung, niemanden ins Haus zu lassen und reagierten aufmerksam, vorsichtig und klug, wobei sie den Wolf als Gefahr erkannten **(Verantwortungsübernahme)**. Beim dritten Mal wurden sie getäuscht und dachten, es sei die Mutter. Der Wolf stürmte herein und verschlang sechs der sieben Geisslein. Das siebte und jüngste Geisslein handelte aber erneut sehr klug und einfallsreich, versteckte sich in der Wanduhr, sodass es vom bösen Wolf nicht gesehen wurde **(Problemlösefähigkeiten)**. Es blieb so lange in seinem Versteck, bis die Geissenmutter nach Hause kam. Sofort erzählte es alles der Geissenmutter **(soziale Kompetenz, Verantwortungsübernahme)**. Die Geissenmutter handelt einfallsreich und geschwind, eilt zum Nähzeug, mit dem sie den Bauch des Wolfes aufschlitzte und die sechs jungen Geisslein befreite. Der Bauch wird mit Steinen gefüllt und zugenäht, was zum Beseitigen des Wolfes führte **(Problemlösefähigkeiten, Verantwortungsübernahme)**.

5.2.2.2 Anwendungsmöglichkeiten von der Wolf und die sieben jungen Geisslein in der Praxis

Durch dieses Märchen erleben die Kinder und Jugendlichen das Ringen der zwei gegensätzlichen Mächte Gut und Böse. Dieses Märchen eignet sich meines Erachten für

Kinder und Jugendliche, welche beispielsweise psychische oder physische Gewalterfahrungen erlebten oder Eltern haben, welche eine Suchtproblematik aufweisen. Dadurch dass im Märchen sehr schön zum Ausdruck kommt, wie das Gute, Liebe, Fürsorgliche und Helle, welches durch die Geissenmutter charakterisiert wird, gegen das Düstere, Böse, Beängstigende, welches durch den Wolf charakterisiert wird, siegt, können Kinder oder Jugendliche Mut und Hoffnung für das bewältigen einer schwierigen und belastenden Situation schöpfen. Das Märchen zeigt auf, dass es Lösungswege gibt, um den seelischen Schmerz und die Notlage zu überstehen. Dabei ist es wichtig, dass die Sozialpädagoginnen und Sozialpädagogen die Ängste und Notlagen, welche durch die Märchenerzählung zum Ausdruck kommen können, auffangen und thematisieren, sodass die Kinder oder Jugendlichen die nötige Sicherheit, Geborgenheit, Mut und Zuversicht erfahren können, um die belastende Situation zu bewältigen.

5.2.3 Das Märchen von den drei Federn

Im Märchen die drei Federn geht es um einen König, welcher drei Söhne hat. Zwei waren klug und gescheit und der dritte sprach wenig, war einfältig und wurde der Dummling genannt. Demjenigen seiner drei Söhne, welcher ihm den schönsten und feinsten Teppich nach Hause bringen wird, versprach der König das Reich. Er blies drei Federn in die Luft und beauftragte die drei Söhne, in die Richtung der Federn zu ziehen. Die beiden älteren zogen nach Westen und Osten. Sie machten sich lustig über den jüngsten, den Dummling, weil seine Feder nicht weit vom Schloss zu Boden fiel. Der Dummling war traurig über den kurzen Flug seiner Feder und setzte sich neben sie auf den Boden. Er entdeckte neben der Feder eine Falltür und darunter eine Treppe, die hinabführte. Er stieg hinab und traf auf eine grosse und dicke Kröte, die ihm gab, was er benötigte. Der Dummling kam mit dem schönsten und feinsten Teppich zurück. Die beiden älteren Brüder, welche in ihrem Hochmut nur billige Tücher geholt hatten, waren fassungslos und entsetzt. Sie trauten dem Dummling in keiner Weise den Königsthron zu und wollten um jeden Preis verhindern, dass er der Nachfolger im Königreich wurde. So forderten sie eine neue Bedingung vom König und liessen nicht nach, bis dieser nachgab und eine weitere Bedingung aussprach. Auch den schönsten Ring und die schönste Frau, welche die Aufgabe, durch den Ring zu springen, ohne grosse Mühe meisterte, brachte der Dummling in das Königsschloss. So kam es, dass der jüngste Sohn, der Dummling, zum Nachfolger im Königreich genannt wurde. Er herrschte lange in Weisheit über das Reich (vgl. Uther 1996b: 17-20).

5.2.3.1 Die Resilienzfaktoren in den drei Federn

Im Mittelpunkt des Märchens steht die Bewältigung von schwierigen Aufgaben, bei welchen es dem Protagonisten nicht zugetraut wird, ihnen gerecht zu werden **(Problemsituation)**. Der Dummling stellt sich den Aufgaben, obschon davon ausgegangen wird, dass er diese

nicht bewältigen wird. Trotz des Spottes glaubt der Protagonist an seine Fähigkeiten und stellt sich den Aufgaben **(Problemlösefähigkeiten, Selbstwirksamkeit)**. Weil der Protagonist sich durch Zuversicht und Hoffnung in seinen Fähigkeiten und Kompetenzen auszeichnet, gelingt es ihm, die Aufgaben zu bewältigen. Der Dummling ist mehreren Rückschlägen ausgesetzt, von welchen er sich nicht unterkriegen lässt. Die Brüder glauben nicht an seine Fähigkeiten und Kompetenzen und geben ihm dies mit verletzenden Antworten zu spüren **(Selbstwirksamkeit, Selbstwert)**. Jegliche Aufgaben meistert der Dummling tadellos. Er erhält in der Bewältigung der Aufgaben jeweils die Hilfe von der grossen und dicken Kröte **(Problemlösefähigkeiten)**. Das Zurückgreifen auf Hilfe weist auf eine reflektierende Person hin. Der Dummling ist sich im Klaren, dass er agieren muss und nicht in der Lage ist, an dem Ort, an welchem seine Feder niederfällt, einen feinen und weichen Teppich hervorzuzaubern **(Selbstregulation)**. Er wird zum Nachfolger des Königreichs ernannt und herrscht lange Jahre weise das Reich **(Verantwortungsübernahme)**.

5.2.3.2 Anwendungsmöglichkeiten der drei Federn in der Praxis

Das Märchen die drei Federn eignet sich für Kinder oder Jugendliche, welchen keine Verantwortungsübernahme zugetraut wird sowie für diejenigen, welche ständig mit anderen oder älteren Freunden oder Geschwistern verglichen werden. Ebenso erachte ich das Märchen als geeignet für Kinder oder Jugendliche, welche eine Lernschwierigkeit oder eine andere Beeinträchtigung aufweisen, die dafür verantwortlich ist, dass sie für das Erwerben und Lösen von Aufgaben etwas länger Zeit benötigen als andere. Das Märchen die drei Federn kann Kindern oder Jugendlichen Hoffnung, Zuversicht und Mut geben, die Aufgaben, welche ihnen gestellt werden, zu bewältigen, ohne sich dabei zu stark von negativen Aussagen oder Abwertungen aus der Umwelt zu beeinflussen. Durch den vermittelten Inhalt können die Kinder oder Jugendlichen lernen, dass es in Ordnung ist, wenn sie für die Bewältigung von Aufgaben länger Zeit benötigen als andere und dies in keiner Weise als dumm oder minderwertig betrachtet werden sollte. Des Weiteren erachte ich das Märchen die drei Federn für diejenigen Kinder oder Jugendlichen als geeignet, welche beispielsweise ein psychisch beeinträchtigtes Elternteil eventuell mit Suchtproblematik haben und dadurch einen Mangel an Liebe und Fürsorge aufweisen, womit sie vielleicht keine oder nur wenig Wertschätzung oder Achtung für die erfolgreich bewältigten Entwicklungsaufgaben erhalten und dadurch an ihren Fähigkeiten und Kompetenzen zweifeln könnten.

Ich traf des Öfteren auf Kinder oder Jugendliche, deren Eltern erfolgreich bewältigte Aufgaben der Kinder oder Jugendlichen nur sehr wenig wertschätzen und ständig mehr forderten als bereits bewältigt war. Die ständigen Anforderungen lösten in den Kindern oder Jugendlichen ein Gefühl von Unvermögen und Druck aus, womit deren Selbstwirksamkeit und Selbstwert enorm geschwächt wurde. In meiner Praxiserfahrung nahm ich dieses

Phänomen bei Kindern oder Jugendlichen wahr, welche bereits im Vorfeld ihre Fähigkeiten und Kompetenzen abwerteten und zugeteilte Aufgaben erst gar nicht annehmen wollten. Ein anderes Beispiel ist, dass die Kinder oder Jugendlichen die Aufgaben tadellos erledigten, ihre Arbeit aber mit der Erledigung zugleich abwerteten, indem sie anfügten, was sie alles noch besser oder anders hätten machen können und dass die Aufgabe dadurch trotzdem nicht perfekt gelöst worden wäre. Die Aufgabe der Sozialpädagoginnen und Sozialpädagogen ist es dabei, solche tiefgreifenden Abwertungserfahrungen, ob aus der Umwelt oder persönliche, aufzufangen, indem ressourcenorientiert und wertschätzend auf die Kinder oder Jugendlichen eingegangen wird, sodass die Kinder oder Jugendlichen lernen, an ihre eigenen Fähigkeiten und Kompetenzen zu glauben.

5.3 Zwischenfazit

Die sozialpädagogische Intervention der Märchenerzählungen zeigt eine Möglichkeit auf, welche die Kinder und Jugendlichen in ihrer Resilienz auf der persönlichen sowie auf der sozialen Ebene fördern und stärken kann. Damit die Resilienz der Kinder und Jugendlichen gefördert, gestärkt und erhalten werden kann, bedarf es einer sorgfältigen, bewussten und gezielten Vorbereitung, Umsetzung sowie Nachbereitung der sozialpädagogischen Intervention der Märchenerzählungen. Die Praxisbeispiele zeigen auf, dass Märchen resiliente Inhalte wie Problemlösefähigkeiten, Verantwortungsübernahme, Selbstwirksamkeit, Selbstwertgefühl, Selbstregulation oder soziale Kompetenzen ansprechen. Die besondere Wirkungskraft der Märchen kann bei Kindern und Jugendlichen zu Identifikationsprozessen führen, wodurch sich diese mit den jeweiligen Protagonisten identifizieren können. Dieser Vorgang kann sich gewinnbringend und fördernd auf die Resilienzfaktoren der Kinder und Jugendlichen auswirken. Neben den persönlichen und individuellen Resilienzfaktoren können auch die Resilienzfaktoren auf der Beziehungsebene gefördert und gestärkt werden. Das Praxisbeispiel von Hänsel und Gretel zeigt beispielsweise auf, wie die Erziehungs- und Interaktionsqualitäten der Eltern mittels Märchenerzählung gestärkt werden konnten, was auf die Resilienzförderung auf der Beziehungsebne hinweist. Die sozialpädagogische Intervention der Märchenerzählung stellt ein resilienzförderndes Modell dar, welche sich bei Kindern und Jugendlichen in sozialpädagogischen Wohnheimen einsetzen lässt. Welches Märchen für welches Kind, welche Jugendliche oder welchen Jugendlichen zum Einsatz kommt, hängt dabei von dem individuellen Entwicklungsstand und den gegenwärtigen Problemthemen des Individuums ab.

6 Schlussfolgerung

Im letzten Kapitel wird eine Zusammenfassung der gewonnen Erkenntnisse vorgenommen, um die Leitfrage, inwiefern das Erzählen von Märchen die Resilienz bei Kindern und Jugendlichen in sozialpädagogischen Wohnheimen fördern kann, zu beantworten. Nach dem Zusammentragen der gewonnenen Erkenntnisse und einem Fazit folgen eine kritische Würdigung und ein Ausblick mit weiterführenden Fragen, welche sich aus den gewonnen Erkenntnisse ergaben und von Bedeutung sind.

6.1 Zusammenfassung der Erkenntnisse und Fazit

Die Ergebnisse der vorliegenden Bachelorarbeit zeigen auf, dass die Resilienzforschung seit den 1980er-Jahren den Fokus vermehrt auf diejenigen Faktoren, welche Gesundheit und Widerstandsfähigkeit ausmachen legt und nicht mehr nur auf die Faktoren, welche Krankheit und psychische Beeinträchtigungen hervorrufen. Die schützenden Faktoren, welche Gesundheit und Widerstandsfähigkeit ausmachen, wirken in einer Risikosituation den Risikofaktoren, welche Krankheit und psychische Beeinträchtigungen hervorrufen, entgegen und schwächen oder dämpfen diese ab. Dies führt zu einer erfolgreichen Bewältigung der Risikosituation. Die Resilienzförderung hat zum Ziel, die Schutzfaktoren zu erhöhen und die Risikoeinflüsse zu vermindern. Im Vordergrund stehen dabei Präventions- und Interventionsmassnahmen, welche die Verminderung von Risikoeinflüssen und den Erwerb und Erhalt von Schutzfaktoren anstreben, sodass eine bestmögliche Passung zwischen Individuum und Umwelt hergestellt werden kann. Als resiliente Kinder und Jugendliche gelten diejenigen, welche in belastenden Lebensumständen wie beispielsweise Armut, Trennung/Scheidung der Eltern oder Traumata ihre altersspezifischen Entwicklungsaufgaben erwerben und entwickeln im Vergleich zu denjenigen Kindern und Jugendlichen, welche in gleich belastenden Umständen eine psychische Beeinträchtig wie Devianz, körperliche oder psychische Krankheiten entwickeln können. Kinder und Jugendliche, welche in sozialpädagogische Wohnheime kommen, waren meistens prekären und belastenden familiären Verhältnissen ausgesetzt. Die negativen Lebensereignisse sind und waren oft ausschlaggebender Grund für die Heimplatzierung. Aufgrund der biographischen Probleme zeigen die Kinder und Jugendlichen vermehrt Risikofaktoren wie Schutzfaktoren und haben Mühe, mit belastenden Situationen umzugehen, was sich durch Verhaltensauffälligkeiten oder Entwicklungsdefizite äussern kann.

Sozialpädagogische Wohnheime, welche den sozialen Schutzfaktoren (Bildungsinstitution) zugeordnet werden, sollten über institutionelle und fachliche Fähigkeiten und Kompetenzen verfügen, sodass die Kinder und Jugendlichen während ihres Heimaufenthalts ein Netz von Schutzfaktoren respektive Resilienzfaktoren erwerben, erhalten und fördern können. Dies ermöglicht den Kinder und Jugendlichen mit bestehenden und zukünftigen Belastungen

erfolgreich umzugehen. Die Resilienzfaktoren gehören den personalen Ressourcen (Schutzfaktoren) an und lassen sich in sechs zentrale Faktoren der Selbstwahrnehmung, Selbstwirksamkeit, Selbststeuerung, soziale Kompetenzen, Umgang mit Stress und Problemlösefähigkeiten unterteilen. Damit die Resilienz von den Kindern und Jugendlichen in sozialpädagogischen Wohnheimen gefördert und gestärkt werden kann bedarf es ein Modell. Dabei existieren verschiedene Modelle, unteranderem Märchen, welche zur Resilienzförderung eingesetzt werden können. Märchen sprechen die Resilienzfaktoren an. Je nach Probelage der Individuen kann ein bestimmtes Märchen zum Erwerb und zur Förderung von bestimmten Resilienzfaktoren beitragen, was die Bewältigung der Problemlage positiv begünstigen kann. Märchen enthalten eine besondere, durch Symbole gekennzeichnete Sprache, welche auf bewusster und unbewusster Weise die Seele der Individuen anspricht, womit diese über ihre Spannungszustände, Ängste und Notlagen aufgeklärt werden und zugleich Möglichkeiten angeboten und vermittelt bekommen, womit die bestehenden seelischen und emotionalen Schwierigkeiten klarer und unbelasteter empfunden und angegangen werden können. Die Märchen fördern die Phantasieentwicklung der Kinder und Jugendlichen, womit die Seele mit Worten und Bildern genährt wird. Dies wiederum führt zu einem breiteren Spektrum von verinnerlichten Lösungsmöglichkeiten für Probleme und Schwierigkeiten, was die Individuen in ihrer Resilienzentwicklung bereichern kann. Wann ein Märchen für eine bestimmte Person hilfreich sein kann und in seinen Bildern und Symbolen verstanden werden möchte, ist ein sehr subjektives Empfinden. Die Wahl des Märchens hängt dabei vom psychologischen Entwicklungsstand sowie von den gegenwärtigen Problemen ab. Dies bestätigt, dass die sozialpädagogische Intervention der Märchenerzählungen bei Kindern und Jugendlichen anwendbar ist. Dadurch dass im Rahmen der vorliegenden Arbeit die Märchen erzählt werden, ermöglicht dies den Sozialpädagoginnen und Sozialpädagogen ein unmittelbares Thematisieren der Schwierigkeiten und Problemthemen der Kinder und Jugendlichen und ein Eingehen darauf. Darüber hinaus können die Fachpersonen durch die erkennbaren Problemthemen und Schwierigkeiten Anhaltspunkte für die zukünftige Unterstützung respektive Resilienzförderung generieren. Damit Sozialpädagoginnen und Sozialpädagogen Anhaltspunkte über die Schwierigkeiten und Problemthemen erhalten respektive in der Lage sind, diese wahrzunehmen, ist es zentral, dass die sozialpädagogische Intervention der Märchenerzählungen sorgfältig, aufmerksam und bewusst vorbereitet und nachbereitet wird, sodass Spannungszustände adäquat aufgegriffen und angegangen werden können. In solchen Situationen kommt den Kompetenzen und Fähigkeiten der Sozialpädagoginnen und Sozialpädagogen eine bedeutende und zentrale Rolle zu. In den Märchenbeispielen am Schluss der vorliegenden Arbeit wurde aufgezeigt, welche resilienzfördernden Faktoren durch die Märchen angesprochen werden können sowie für welche Problemthemen oder Schwierigkeiten die Märchen eingesetzt werden könnten. Aus all den generierten

Ergebnissen lässt sich schliessen, dass die sozialpädagogische Intervention der Märchenerzählungen die Resilienz der Kinder und Jugendlichen in sozialpädagogischen Wohnheimen fördern und stärken kann. Die sozialpädagogische Intervention der Märchenerzählungen wird als bereichernde und sinnvolle Methode erachtet.

6.2 Kritische Würdigung und Ausblick

Obschon begründet die Meinung vertreten wird, dass die sozialpädagogische Intervention der Märchenerzählungen für Kinder sowie Jugendliche geeignet und sinnvoll ist, muss angefügt werden, dass der psychologische Entwicklungsstand und die gegenwärtigen Problemthemen der Kinder und Jugendlichen eine grosse Wichtigkeit darstellen. Ich könnte mir durchaus vorstellen, dass Sozialpädagoginnen und Sozialpädagogen vor allem bei Jugendlichen auf Widerstand stossen und Mühe haben könnten, die Intervention der Märchenerzählungen durchzuführen. Die Kompetenzen und Fähigkeiten der jeweiligen Fachperson werden dabei als ausschlaggebend und zentral erachtet. Sofern sich die Kinder oder Jugendlichen nicht auf die sozialpädagogische Intervention der Märchenerzählungen einlassen können und es den Fachpersonen nicht gelingt, das Interesse und die Aufmerksamkeit bei den Kindern oder Jugendlichen zu wecken, sollten die Sozialpädagoginnen und Sozialpädagogen auf eine andere Interventionsmethode ausweichen. Denn die Klientel lenkt respektive bestimmt, wie die angebotene Unterstützung, welche zur Resilienzförderung betragen soll, angenommen, verinnerlicht und umgesetzt wird.

Es wäre interessant der Frage nachzugehen, inwiefern die Erzählungen durch Rollen- und Hörspiele ausgedehnt werden könnten. Gerade im Kontext von sozialpädagogischen Wohnheimen wird der Einsatz von Hörspielen beim Zubettgehen als sinnvolle Alternative erachtet. Des Weitern bin ich der Ansicht, dass Rollenspiele gruppendynamische Erlebnisse sowie neue Erkenntnisse und Perspektiven auf der Fach- sowie Klientenebene eröffnen könnten. Aufgrund dessen wäre es interessant zu beleuchten, inwiefern Rollenspiele als resilienzförderndes Modell einsetzbar wären.

Anhand des Märchens „Hänsel und Gretel“ wurde kurz aufgezeigt, wie die Eltern durch das Märchen gestärkt und deren Situation stellvertretend erklärt werden konnte. Dies ermöglichte, dass die Kinder den Eltern gegenüber eine andere, positive Wahrnehmung einnehmen konnten. Der Thematik Elternarbeit, welche durch Märchenerzählungen gefördert und gestärkt werden könnte und als sozialer Schutzfaktor steht, sollte differenzierter nachgegangen werden. Ich sehe grosses Potenzial, die Eltern-Kind-Beziehung durch Märchenerzählungen zu fördern und stärken. Des Weiteren sollte der Frage nachgegangen werden, welche anderen Methoden nebst den Märchenerzählungen beigezogen werden könnten, um die spezifischen Resilienzfaktoren zu fördern. Dabei denke ich an

erlebnispädagogische Massnahmen, welche zusätzlich die Resilienzfaktoren durch Klettern, Wandern oder andere Sport- oder erlebnisreiche Aktivitäten positiv unterstützen könnten.
Abschliessend möchte festgehalten werden, dass die sozialpädagogische Intervention der Märchenerzählungen von mir in der Praxis unter neu gewonnenem Wissen eingesetzt werden. Sensibler und bewusster gehe ich an die Märchenerzählungen heran, wobei ich sichtlich aufmerksamer im Prozessgeschehen dabei bin. Ergebnisse aus der Erprobung können noch nicht gezogen werden, da diese noch zu wenig aussagekräftig wären. Dabei bin ich offen und neugierig, inwiefern sich die vorgestellte sozialpädagogische Intervention der Märchenerzählungen verändern respektive erweitern wird.
Die Bachelorthesis wird mit einem Zitat welches die Fragestellung meines Erachtens sehr schön abschliesst beendet.

Das Anhören eines Märchens und das Aufnehmen seiner Bilder kann mit dem Ausstreuen von Samen verglichen werden, von dem nur ein Teil im Gemüt des Kindes Wurzeln schlägt. Einige Samenkörner fallen unmittelbar in sein Bewusstsein, andere setzen unbewusste Vorgänge frei. Weitere müssen lange Zeit ruhen, bis das kindliche Gemüt so weit ist, dass sie keimen können; viele bleiben ganz ohne Wirkung. Die Samenkörner aber, die auf fruchtbaren Boden fallen, wachsen zu schönen Blumen und kräftigen Bäumen – sie bestärken wichtige Gefühle, vermitteln Einsichten, nähren Hoffnung und bewältigen Ängste – und damit bereichern sie das Leben des Kindes in der jeweiligen Zeit und für immer. (Bettelheim 2009: 177)

Quellenangaben

Literaturverzeichnis

Bengel, Jürgen/Meinders-Lücking, Frauke/Rottmann Nina (2009). Forschung und Praxis der Gesundheitsförderung. Schutzfaktoren bei Kindern und Jugendlichen – Stand der Forschung zu psychosozialen Schutzfaktoren für Gesundheit. Band 35. Köln: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA).

Berndt, Christin (2007). Resilienzorientierte Prävention im Kindes- und Jugendalter. Modelle, Studien, Programme. Saarbrücken: VDM Müller.

Bettelheim, Bruno (2009). Kinder brauchen Märchen. 29. Aufl. München: Deutscher Taschenbuch Verlag (dtv).

Bertignoll, Verena (2006). Kinder leben Märchen. Eine sozialpsychologisch-qualitative Studie. Innsbruck: Studien Verlag.

Betz, Felicitas (2001). Märchen als Schlüssel zur Welt. Eine Anleitung zum Erzählen und zum Gespräch mit Kindern. 9. Aufl. Lahr: Kaufmann.

Bilz, Josephine/Bühler, Charlotte (1977). Das Märchen und die Phantasie des Kindes. 4. Aufl. Berlin: Springer.

Bolte, Johannes (1920). Name und Merkmale des Märchens. Helsinki: Snomalainen Tiedeakatemia.

Brockert, Siegfried/Schreiber, Gisela (1997). Heilende Märchen für Kinder und Eltern. Erzählen und Zuhören wirkt Wunder. Geschichten, die Kindern helfen, ihre Sorgen und Nöte zu bewältigen und den Eltern helfen, ihre Kinder besser zu verstehen. München: Südwest.

Dieckmann, Hans (1968). Das Lieblingsmärchen der Kindheit als therapeutischer Faktor in der Analyse. In: Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie. 17. Jg. (8). S. 288–292.

Freigang, Werner/Wolf, Klaus (2001). Heimerziehungsprofile. Sozialpädagogische Portraits. Weinheim: Beltz.

Freund, Winfried (2005). Schnellkurs Märchen. Köln: DuMont.

Fröhlich-Gildhoff, Klaus/Rönnau-Böse, Maike (2009). Resilienz. München: Reinhardt.

Geister, Oliver (2010). Kleine Pädagogik des Märchens. Begriff – Geschichte - Ideen für Erziehung und Unterricht. Baltmannsweiler: Schneider Hohengehren.

Hetmann, Frederik (1999). Märchen und Märchendeutung: Erleben und Verstehen. Klein Königsförde/Krummwisch: Königsfurt.

Hochuli Freund, Ursula/Stotz Walter (2011). Kooperative Prozessgestaltung in der Sozialen Arbeit. Ein methodenintegratives Lehrbuch. Stuttgart: Kohlhammer.

Hoorwitz, Aaron Noah/ O'Connor John J. (2006). Imitierende und ansteckende Zauberei bei der Verwendung von Ritualen in der Therapie mit Kindern. In: Imber-Black, Evan/Roberts, Janine/Whiting, Richard A. (Hg.). Rituale. Rituale in Familien und Familientherapie. 5. Aufl. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme. S.180–208.

Hurrelmann, Klaus (2006). Einführung in die Sozialisationstheorie. 9. Aufl. Weinheim/Basel: Beltz.

Kipker, Marion (2008). Kinder, die nicht aufgeben. Förderung der Resilienz in der pädagogischen Praxis. Marburg: Tectum.

Knoch, Linde (2013). Praxisbuch Märchen. Verstehen – Deuten – Umsetzen. 5. Aufl. Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus.

Kormann, Georg (2011). Heimerziehung aus subjektiver Perspektive: Resilienzfaktoren bei Ehemaligen im Kinderdorf (Kormann 2006). In: Zander, Margherita (Hg.). Handbuch Resilienzförderung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 490–512.

Lüthi, Max (2005). Das europäische Volksmärchen. Form und Wesen. 11. Aufl. Tübingen: Francke.

Maud Piller, Edith/Schnurr, Stefan (2006). Zum Umgang mit „Problemjugendlichen" in der Schweiz. In: Sander, Uwe/Witte, Matthias D. Grundlagen der Sozialen Arbeit. Band 15. Erziehungsresistent? „Problemjugendliche" als besondere Herausforderung für die Jugendhilfe. Baltmannsweiler: Schneider Hohengehren. S. 93 –120.

Panzer, Friedrich (1960-1980). Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm: vollständige Ausgabe in der Urfassung. Wiesbaden: Vollmer.

Petermann, Franz/Scheithauer Herbert (2002). Aggression. In: Petermann, Franz (Hg.). Lehrbuch der klinischen Kinderpsychologie und -psychotherapie. 5. Aufl. Bern/Göttingen/Seattle/Toronto: Hogrefe. S.187–226.

Poser, Therese (1980). Das Volksmärchen. Theorie – Analyse – Didaktik. München: Oldenbourg.

Roberts, Janine (2006). Den Rahmen abstecken: Definition, Funktion und Typologie von Ritualen. In: Imber-Black, Evan/ Roberts, Janine/Whiting, Richard A. (Hg.). Rituale. Rituale in Familien und Familientherapie. 5. Aufl. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme. S.14–70.

Röper, Gisela/von Hagen, Cornelia (2007). Resilienz und Ressourcenorientierung – Eine Bestandsaufnahme. In: Fooken, Insa/Zinnecker, Jürgen (Hg.). Trauma und Resilienz. Chancen und Risiken lebensgeschichtlicher Bewältigung von belasteten Kindheiten. Weinheim/München: Juventa. S. 15–28.

Schwabe, Matthias (2003). Was HeimerzieherInnen alles leisten und bewältigen (können müssen). Anforderungen an Fachlichkeit und Belastbarkeit der MitarbeiterInnen in stationären Gruppensettings. In: Hast, Jürgen. Heimerziehung im Blick: Perspektiven

des Arbeitsfeldes: stationäre Erziehungshilfen. Frankfurt am Main: Internationale Gesellschaft für erzieherische Hilfen (IGfH). S. 260–287.

Simon-Wundt, Traudel (1997). Märchendialoge mit Kindern – ein psychodiagnostisches Verfahren. München: Pfeiffer.

Streit, Jakob (1985). Warum Kinder Märchen brauchen. Stuttgart: Ogham.

Trede, Wolfgang (2002). Was sind erzieherische Hilfen? In: Krause, Hans-Ullrich/Peters, Friedhelm (Hg.). Grundwissen Erzieherische Hilfen. Ausgangsfragen, Schlüsselthemen, Herausforderungen. Basistexte 1. Erziehungshilfen. Münster: Votum. S.11–28.

Trede, Wolfgang (2003). Heimerziehung in Europa: Fakten und Trends. In: Struck, Norbert/Glauske, Michael/Thole, Werner (Hg.). Reform der Heimerziehung. Eine Bilanz. Opladen: Leske & Budrich. S. 69–86.

Uther, Hans-Jörg (1996a). Grimms Kinder- und Hausmärchen. Erster Band. Märchen Nr. 1-60. München: Eugen Diederichs.

Uther, Hans-Jörg (1996b). Grimms Kinder- und Hausmärchen. Zweiter Band. Märchen Nr. 61-144. München: Diederichs.

Welter-Enderlin, Rosmarie (2008). Einleitung: Resilienz aus der Sicht von Beratung und Therapie. In: Welter-Enderlin, Rosmarie/Hildenbrand, Bruno (Hg.). Resilienz - Gedeihen trotz widriger Umstände. 2. Aufl. Heidelberg: Carl-Auer. S. 7–19.

Werner, Emmy E. (2008). Wenn Menschen trotz widriger Umstände gedeihen – und was man daraus lernen kann. In: Welter-Enderlin, Rosmarie/Hildenbrand, Bruno (Hg.). Resilienz – Gedeihen trotz widriger Umstände. 2. Aufl. Heidelberg: Carl-Auer. S. 28–42.

Whiting, Richard A. (2006). Leitfaden für die Konstruktion therapeutischer Rituale. In: Imber-Black, Evan/ Roberts, Janine/Whiting, Richard A. (Hg.). Rituale. Rituale in Familien und Familientherapie. 5. Aufl. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme. S.119–150.

Widulle, Wolfgang (2012). Gesprächsführung in der Sozialen Arbeit. Grundlagen und Gestaltungshilfen. 2. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Winkler, Michael (1999). „Ortshandeln“ – die Pädagogik der Heimerziehung. In: Colla, Herbert/Gabriel, Tobias/Millham, Spencer/Müller-Teusler, Stefan/Winkler, Matthias. Handbuch Heimerziehung und Pflegekinderwesen in Europa. Neuwied: Luchterhand. S. 307–323.

Wustmann, Corina (2009). Resilienz. Widerstandsfähigkeit von Kindern in Tageseinrichtungen fördern. 2. Aufl. Berlin/Düsseldorf: Cornelsen.

Elektronische Quellen

Definition Epik. Duden. URL: http://www.duden.de/rechtschreibung/Epik
[Zugriffsdatum: 28.04.2014].

Definition Erzählung. Duden. URL: http://www.duden.de/rechtschreibung/Erzaehlung
[Zugriffsdatum: 28.04.2014].

Definition Fabeln. Duden. URL: http://www.duden.de/rechtschreibung/Fabel
[Zugriffsdatum: 28.04.2014].

Definition Legende. Duden. URL: http://www.duden.de/rechtschreibung/Legende
[Zugriffsdatum: 28.04.2014].

Definition Märchen. Duden. URL: http://www.duden.de/rechtschreibung/Maerchen
[Zugriffsdatum: 28.04.2014].

Definition Mythos. Duden. URL: http://www.duden.de/rechtschreibung/Mythos
[Zugriffsdatum: 28.04.2014].

Definition Ritual. Duden. URL: http://www.duden.de/rechtschreibung/Ritual
[Zugriffsdatum: 14.05.2014].

Definition Sage. Duden. URL: http://www.duden.de/rechtschreibung/Sage
[Zugriffsdatum: 28.04.2014].

Frommann, Anne (1977). Das Gute Haus – ein Märchenmotiv als Wegweiser für sozialpädagogische Praxis.
URL: http://ppi-gruenberg.beepworld.de/files/frommanndasgutehaus.pdf
[Zugriffsdatum: 14.05.2014].

Schweizer Zivilgesetzbuch (ZGB) vom 10. Dezember 1907 (SR 210. AS 24 233).
URL: https://www.admin.ch/opc/de/classified-compilation/19070042/index.html
[Zugriffsdatum: 28.05.2014].

UN-Kinderrechtskonvention (UN-KRK) vom 20.November 1989 (SR 0.107. AS 1998 2055).
URL: https://www.admin.ch/opc/de/classified-compilation/19983207/
[Zugriffsdatum: 28.05.2014]

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Titelseite. Resilienz. URL: http://www.resilienz.at/resilienz-foerdern/
[Zugriffsdatum: 15.05.2014].

Das Märchen von Hänsel und Gretel (vgl. Uther 1996a: 81–90).

15. Hänsel und Gretel

Vor einem großen Walde wohnte ein armer Holzhakker mit seiner Frau und seinen zwei Kindern; das Bübchen hieß Hänsel und das Mädchen Gretel. Er hatte wenig zu beißen und zu brechen, und einmal, als große Teuerung ins Land kam, konnte er auch das täglich Brot nicht mehr schaffen. Wie er sich nun abends im Bette Gedanken machte und sich vor Sorgen herumwälzte, seufzte er und sprach zu seiner Frau: »Was soll aus uns werden? Wie können wir unsere armen Kinder ernähren, da wir für uns selbst nichts mehr haben?«

»Weißt du was, Mann«, antwortete die Frau, »wir wollen morgen in aller Frühe die Kinder hinaus in den Wald führen, wo er am dicksten ist: da machen wir ihnen ein

Feuer an und geben jedem noch ein Stückchen Brot, dann gehen wir an unsere Arbeit und lassen sie allein. Sie finden den Weg nicht wieder nach Haus, und wir sind sie los.«

»Nein, Frau«, sagte der Mann, »das tue ich nicht; wie sollt' ich's übers Herz bringen, meine Kinder im Walde allein zu lassen, die wilden Tiere würden bald kommen und sie zerreißen.«

»O du Narr«, sagte sie, »dann müssen wir alle viere Hungers sterben, du kannst nur die Bretter für die Särge hobelen«, und ließ ihm keine Ruhe, bis er einwilligte.

»Aber die armen Kinder dauern mich doch«, sagte der Mann.

Die zwei Kinder hatten vor Hunger auch nicht einschlafen können und hatten gehört, was die Stiefmutter zum Vater gesagt hatte. Gretel weinte bittere Tränen und sprach zu Hänsel: »Nun ist's um uns geschehen.«

»Still, Gretel«, sprach Hänsel, »gräme dich nicht, ich will uns schon helfen.« Und als die Alten eingeschlafen waren, stand er auf, zog sein Röcklein an, machte die Untertüre auf und schlich sich hinaus. Da schien der Mond ganz helle, und die weißen Kieselsteine, die vor dem Haus lagen, glänzten wie lauter Batzen. Hänsel bückte sich und steckte so viel in sein Rocktäschlein, als nur hinein wollten. Dann ging er wieder zurück, sprach zu Gretel: »Sei getrost, liebes Schwesterchen, und schlaf nur ruhig ein, Gott wird uns nicht verlassen«, und legte sich wieder in sein Bett. Als der Tag anbrach, noch ehe die Sonne aufgegangen war, kam schon die Frau und weckte die beiden Kinder: »Steht auf, ihr Faulenzer, wir wollen in den Wald gehen und Holz holen.« Dann gab sie jedem ein Stückchen Brot und sprach: »Da habt ihr etwas für den Mittag, aber eßt's nicht vorher auf, weiter kriegt ihr nichts.« Gretel nahm das Brot unter die Schürze, weil Hänsel die Steine in der Tasche hatte. Danach machten sie sich alle zusammen auf den Weg nach dem Wald. Als sie ein Weil-

chen gegangen waren, stand Hänsel still und guckte nach dem Haus zurück und tat das wieder und immer wieder. Der Vater sprach: »Hänsel, was guckst du da und bleibst zurück, hab acht und vergiß deine Beine nicht.«

»Ach, Vater«, sagte Hänsel, »ich sehe nach meinem weißen Kätzchen, das sitzt oben auf dem Dach und will mir ade sagen.« Die Frau sprach: »Narr, das ist dein Kätzchen nicht, das ist die Morgensonne, die auf den Schornstein scheint.« Hänsel aber hatte nicht nach dem Kätzchen gesehen, sondern immer einen von den blanken Kieselsteinen aus seiner Tasche auf den Weg geworfen. Als sie mitten in den Wald gekommen waren, sprach der Vater: »Nun sammelt Holz, ihr Kinder, ich will ein Feuer anmachen, damit ihr nicht friert.« Hänsel und Gretel trugen Reisig zusammen, einen kleinen Berg hoch. Das Reisig ward angezündet, und als die Flamme recht hoch brannte, sagte die Frau: »Nun legt euch ans Feuer, ihr Kinder, und ruht euch aus, wir gehen in den Wald und hauen Holz. Wenn wir fertig sind, kommen wir wieder und holen euch ab.«

Hänsel und Gretel saßen am Feuer, und als der Mittag kam, aß jedes sein Stücklein Brot. Und weil sie die Schläge der Holzaxt hörten, so glaubten sie, ihr Vater wäre in der Nähe. Es war aber nicht die Holzaxt, es war ein Ast, den er an einen dürren Baum gebunden hatte und den der Wind hin und her schlug. Und als sie so lange gesessen hatten, fielen ihnen die Augen vor Müdigkeit zu, und sie schliefen fest ein.

Als sie endlich erwachten, war es schon finstere Nacht. Gretel fing an zu weinen und sprach: »Wie sollen wir nun aus dem Wald kommen!« Hänsel aber tröstete sie: »Wart nur ein Weilchen, bis der Mond aufgegangen ist, dann wollen wir den Weg schon finden.« Und als der volle Mond aufgestiegen war, so nahm Hänsel sein Schwesterchen an der Hand und ging den Kieselsteinen nach, die

schimmerten wie neu geschlagene Batzen und zeigten ihnen den Weg. Sie gingen die ganze Nacht hindurch und kamen bei anbrechendem Tag wieder zu ihres Vaters Haus. Sie klopften an die Tür, und als die Frau aufmachte und sah, daß es Hänsel und Gretel war, sprach sie: »Ihr bösen Kinder, was habt ihr so lange im Walde geschlafen, wir haben geglaubt, ihr wolltet gar nicht wiederkommen.« Der Vater aber freute sich, denn es war ihm zu Herzen gegangen, daß er sie so allein zurückgelassen hatte.

Nicht lange danach war wieder Not in allen Ecken, und die Kinder hörten, wie die Mutter nachts im Bette zu dem Vater sprach: »Alles ist wieder aufgezehrt, wir haben noch einen halben Laib Brot, hernach hat das Lied ein Ende. Die Kinder müssen fort, wir wollen sie tiefer in den Wald hineinführen, damit sie den Weg nicht wieder herausfinden; es ist sonst keine Rettung für uns.« Dem Mann fiel's schwer aufs Herz, und er dachte:« Es wäre besser, daß du den letzten Bissen mit deinen Kindern teiltest.« Aber die Frau hörte auf nichts, was er sagte, schalt ihn und machte ihm Vorwürfe. Wer A sagt, muß auch B sagen, und weil er das erstemal nachgegeben hatte, so mußte er es auch zum zweitenmal.

Die Kinder waren aber noch wach gewesen und hatten das Gespräch mit angehört. Als die Alten schliefen, stand Hänsel wieder auf, wollte hinaus und Kieselsteine auflesen, wie das vorige Mal, aber die Frau hatte die Tür verschlossen, und Hänsel konnte nicht heraus. Aber er tröstete sein Schwesterchen und sprach: »Weine nicht, Gretel, und schlaf nur ruhig, der liebe Gott wird uns schon helfen.« Am frühen Morgen kam die Frau und holte die Kinder aus dem Bette. Sie erhielten ihr Stückchen Brot, das war aber noch kleiner als das vorige Mal. Auf dem Wege nach dem Wald bröckelte es Hänsel in der Tasche, stand oft still und warf ein Bröcklein auf die Erde. »Hän-

sel, was stehst du und guckst dich um«, sagte der Vater, »geh deiner Wege.«

»Ich sehe nach meinem Täubchen, das sitzt auf dem Dache und will mir ade sagen«, antwortete Hänsel. »Narr«, sagte die Frau, »das ist dein Täubchen nicht, das ist die Morgensonne, die auf den Schornstein oben scheint.« Hänsel aber warf nach und nach alle Bröcklein auf den Weg. Die Frau führte die Kinder noch tiefer in den Wald, wo sie ihr Lebtag noch nicht gewesen waren. Da ward wieder ein großes Feuer angemacht, und die Mutter sagte: »Bleibt nur da sitzen, ihr Kinder, und wenn ihr müde seid, könnt ihr ein wenig schlafen: wir gehen in den Wald und hauen Holz, und abends, wenn wir fertig sind, kommen wir und holen euch ab.«

Als es Mittag war, teilte Gretel ihr Brot mit Hänsel, der sein Stück auf den Weg gestreut hatte. Dann schliefen sie ein, und der Abend verging, aber niemand kam zu den armen Kindern. Sie erwachten erst in der finstern Nacht, und Hänsel tröstete sein Schwesterchen und sagte: »Wart nur, Gretel, bis der Mond aufgeht, dann werden wir die Brotbröcklein sehen, die ich ausgestreut habe, die zeigen uns den Weg nach Haus.«

Als der Mond kam, machten sie sich auf, aber sie fanden kein Bröcklein mehr, denn die vieltausend Vögel, die im Walde und im Felde umherfliegen, die hatten sie weggepickt. Hänsel sagte zu Gretel: »Wir werden den Weg schon finden«, aber sie fanden ihn nicht. Sie gingen die ganze Nacht und noch einen Tag von Morgen bis Abend, aber sie kamen aus dem Wald nicht heraus, und waren so hungrig, denn sie hatten nichts als die paar Beeren, die auf der Erde standen. Und weil sie so müde waren, daß die Beine sie nicht mehr tragen wollten, so legten sie sich unter einen Baum und schliefen ein.

Nun war's schon der dritte Morgen, daß sie ihres Vaters Haus verlassen hatten. Sie fingen wieder an zu gehen, aber

sie gerieten immer tiefer in den Wald, und wenn nicht bald Hilfe kam, so mußten sie verschmachten.

Als es Mittag war, sahen sie ein schönes schneeweißes Vöglein auf einem Ast sitzen, das sang so schön, daß sie stehenblieben und ihm zuhörten. Und als es fertig war, schwang es seine Flügel und flog vor ihnen her, und sie gingen ihm nach, bis sie zu einem Häuschen gelangten, auf dessen Dach es sich setzte, und als sie ganz nah herankamen, so sahen sie, daß das Häuslein aus Brot gebaut war und mit Kuchen gedeckt; aber die Fenster waren von hellem Zucker. »Da wollen wir uns dranmachen«, sprach Hänsel, »und eine gesegnete Mahlzeit halten. Ich will ein Stück vom Dach essen, Gretel, du kannst vom Fenster essen, das schmeckt süß.« Hänsel reichte in die Höhe und brach sich ein wenig vom Dach ab, um zu versuchen, wie es schmeckte, und Gretel stellte sich an die Scheiben und knuperte daran. Da rief eine feine Stimme aus der Stube heraus:

»Knuper, knuper, kneischen,
Wer knupert an meinem Häuschen?«

Die Kinder antworteten:

»Der Wind, der Wind,
Das himmlische Kind«,

und aßen weiter, ohne sich irremachen zu lassen.

Hänsel, dem das Dach sehr gut schmeckte, riß sich ein großes Stück davon herunter, und Gretel stieß eine ganze runde Fensterscheibe heraus, setzte sich nieder und tat sich wohl damit.

Da ging auf einmal die Türe auf, und eine steinalte Frau, die sich auf eine Krücke stützte, kam herausgeschlichen. Hänsel und Gretel erschraken so gewaltig, daß sie fallen ließen, was sie in den Händen hielten. Die Alte aber wackelte mit dem Kopfe und sprach: »Ei, ihr lieben Kin-

der, wer hat euch hierhergebracht? Kommt nur herein und bleibt bei mir, es geschieht euch kein Leid.« Sie faßte beide an der Hand und führte sie in ihr Häuschen. Da ward gutes Essen aufgetragen, Milch und Pfannekuchen mit Zucker, Apfel und Nüsse. Hernach wurden zwei schöne Bettlein weiß gedeckt, und Hänsel und Gretel legten sich hinein und meinten, sie wären im Himmel.

Die Alte hatte sich nur so freundlich angestellt, sie war aber eine böse Hexe, die den Kindern auflauerte, und hatte das Brothäuslein bloß gebaut, um sie herbeizulokken. Wenn eins in ihre Gewalt kam, so machte sie es tot, kochte es und aß es, und das war ihr ein Festtag. Die Hexen haben rote Augen und können nicht weit sehen, aber sie haben eine feine Witterung, wie die Tiere, und merken's, wenn Menschen herankommen. Als Hänsel und Gretel in ihre Nähe kamen, da lachte sie boshaft und sprach höhnisch: »Die habe ich, die sollen mir nicht wieder entwischen.«

Frühmorgens, ehe die Kinder erwacht waren, stand sie schon auf, und als sie beide so lieblich ruhen sah, mit den vollen roten Backen, so murmelte sie vor sich hin: »Das wird ein guter Bissen werden.« Da packte sie Hänsel mit ihrer dürren Hand und trug ihn in einen kleinen Stall und sperrte ihn mit einer Gittertüre ein; er mochte schreien, wie er wollte, es half ihm nichts. Dann ging sie zur Gretel, rüttelte sie wach und rief: »Steh auf, Faulenzerin, trag Wasser und koch deinem Bruder etwas Gutes, der sitzt draußen im Stall und soll fett werden. Wenn er fett ist, so will ich ihn essen.« Gretel fing an, bitterlich zu weinen, aber es war alles vergeblich, sie mußte tun, was die böse Hexe verlangte. Nun ward dem armen Hänsel das beste Essen gekocht, aber Gretel bekam nichts als Krebsschalen.

Jeden Morgen schlich die Alte zu dem Ställchen und rief: »Hänsel, streck deine Finger heraus, damit ich fühle, ob du bald fett bist.«

Hänsel streckte ihr aber ein Knöchlein heraus, und die Alte, die trübe Augen hatte, konnte es nicht sehen, und meinte, es wären Hänsels Finger, und verwunderte sich, daß er gar nicht fett werden wollte.

Als vier Wochen herum waren und Hänsel immer mager blieb, da übernahm sie die Ungeduld, und sie wollte nicht länger warten. »Heda, Gretel«, rief sie dem Mädchen zu, »sei flink und trag Wasser: Hänsel mag fett oder mager sein, morgen will ich ihn schlachten und kochen.« Ach, wie jammerte das arme Schwesterchen, als es das Wasser tragen mußte, und wie flossen ihm die Tränen über die Backen herunter! »Lieber Gott, hilf uns doch«, rief sie aus, »hätten uns nur die wilden Tiere im Wald gefressen, so wären wir doch zusammen gestorben.«

»Spar nur dein Geplärre«, sagte die Alte, »es hilft dir alles nichts.«

Frühmorgens mußte Gretel heraus, den Kessel mit Wasser aufhängen und Feuer anzünden. »Erst wollen wir backen«, sagte die Alte, »ich habe den Backofen schon eingeheizt und den Teig geknetet.« Sie stieß das arme Gretel hinaus zu dem Backofen, aus dem die Feuerflammen schon herausschlugen.

»Kriech hinein«, sagte die Hexe, »und sieh zu, ob recht eingeheizt ist, damit wir das Brot hineinschießen können.« Und wenn Gretel darin war, wollte sie den Ofen zumachen, und Gretel sollte darin braten, und dann wollte sie's auch aufessen. Aber Gretel merkte, was sie im Sinn hatte, und sprach: »Ich weiß nicht, wie ich's machen soll; wie komm ich da hinein?«

»Dumme Gans«, sagte die Alte, »die Öffnung ist groß genug, siehst du wohl, ich könnte selbst hinein«, krabbelte heran und steckte den Kopf in den Backofen. Da gab ihr Gretel einen Stoß, daß sie weit hineinfuhr, machte die eiserne Tür zu und schob den Riegel vor. Hu! da fing sie

an zu heulen, ganz grauselich; aber Gretel lief fort, und die gottlose Hexe mußte elendiglich verbrennen.

Gretel aber lief schnurstracks zum Hänsel, öffnete sein Ställchen und rief: »Hänsel, wir sind erlöst, die alte Hexe ist tot.« Da sprang Hänsel heraus, wie ein Vogel aus dem Käfig, wenn ihm die Türe aufgemacht wird. Wie haben sie sich gefreut, sind sich um den Hals gefallen, sind herumgesprungen und haben sich geküßt! Und weil sie sich nicht mehr zu fürchten brauchten, so gingen sie in das Haus der Hexe hinein, da standen in allen Ecken Kasten mit Perlen und Edelsteinen. »Die sind noch besser als Kieselsteine«, sagte Hänsel und steckte in seine Taschen, was hinein wollte, und Gretel sagte: »Ich will auch etwas mit nach Haus bringen«, und füllte sich sein Schürzchen voll. »Aber jetzt wollen wir fort«, sagte Hänsel, »damit wir aus dem Hexenwald herauskommen.« Als sie aber ein paar Stunden gegangen waren, gelangten sie an ein großes Wasser. »Wir können nicht hinüber«, sprach Hänsel, »ich sehe keinen Steg und keine Brücke.«

»Hier fährt auch kein Schiffchen«, antwortete Gretel, »aber da schwimmt eine weiße Ente, wenn ich die bitte, so hilft sie uns hinüber.« Da rief sie: »Entchen, Entchen, da steht Gretel und Hänsel. Kein Steg und keine Brücke, nimm uns auf deinen weißen Rücken.« Das Entchen kam auch heran, und Hänsel setzte sich auf und bat sein Schwesterchen, sich zu ihm zu setzen. »Nein«, antwortete Gretel, »es wird dem Entchen zu schwer, es soll uns nacheinander hinüberbringen.« Das tat das gute Tierchen, und als sie glücklich drüben waren und ein Weilchen fortgingen, da kam ihnen der Wald immer bekannter und immer bekannter vor, und endlich erblickten sie von weitem ihres Vaters Haus. Da fingen sie an zu laufen, stürzten in die Stube hinein und fielen ihrem Vater um den Hals. Der Mann hatte keine frohe Stunde gehabt, seitdem er die Kinder im Walde gelassen hatte, die Frau aber war gestorben. Gretel schüttete sein Schürzchen aus, daß die Perlen und Edelsteine in der Stube herumsprangen, und Hänsel warf eine Handvoll nach der andern aus seiner Tasche dazu. Da hatten alle Sorgen ein Ende, und sie lebten in lauter Freude zusammen.

Mein Märchen ist aus, dort lauft eine Maus, wer sie fängt, darf sich eine große, große Pelzkappe daraus machen.

Das Märchen vom Wolf und den sieben jungen Geisslein (vgl. Uther 1996a 31–34).

5. Der Wolf und die sieben jungen Geißlein

Es war einmal eine alte Geiß, die hatte sieben junge Geißlein und hatte sie lieb, wie eine Mutter ihre Kinder liebhat. Eines Tages wollte sie in den Wald gehen und Futter holen, da rief sie alle sieben herbei und sprach: »Liebe Kinder, ich will hinaus in den Wald, seid auf eurer Hut vor dem Wolf, wenn er hereinkommt, so frißt er euch alle mit Haut und Haar. Der Bösewicht verstellt sich oft, aber an seiner rauhen Stimme und an seinen schwarzen Füßen werdet ihr ihn gleich erkennen.«

Die Geißlein sagten: »Liebe Mutter, wir wollen uns schon in acht nehmen, Ihr könnt ohne Sorge fortgehen.« Da meckerte die Alte und machte sich getrost auf den Weg.

Es dauerte nicht lange, so klopfte jemand an die Haustür und rief: »Macht auf, ihr lieben Kinder, eure Mutter ist da und hat jedem von euch etwas mitgebracht.« Aber die Geißerchen hörten an der rauhen Stimme, daß es der Wolf war. »Wir machen nicht auf«, riefen sie, »du bist unsere Mutter nicht, die hat eine feine und liebliche Stimme, aber deine Stimme ist rauh; du bist der Wolf.« Da ging der Wolf fort zu einem Krämer und kaufte sich ein großes Stück Kreide: die aß er und machte damit seine Stimme fein. Dann kam er zurück, klopfte an die Haustür und rief: »Macht auf, ihr lieben Kinder, eure Mutter ist da und hat jedem von euch etwas mitgebracht.« Aber der Wolf

hatte seine schwarze Pfote in das Fenster gelegt, das sahen die Kinder und riefen: »Wir machen nicht auf, unsere Mutter hat keinen schwarzen Fuß wie du: du bist der Wolf.«

Da lief der Wolf zu einem Bäcker und sprach: »Ich habe mich an den Fuß gestoßen, streich mir Teig darüber.« Und als ihm der Bäcker die Pfote bestrichen hatte, so lief er zum Müller und sprach: »Streu mir weißes Mehl auf meine Pfote.« Der Müller dachte: »Der Wolf will einen betrügen«, und weigerte sich, aber der Wolf sprach: »Wenn du es nicht tust, so fresse ich dich.« Da fürchtete sich der Müller und machte ihm die Pfote weiß. Ja, das sind die Menschen.

Nun ging der Bösewicht zum drittenmal zu der Haustüre, klopfte an und sprach: »Macht mir auf, Kinder, euer liebes Mütterchen ist heimgekommen und hat jedem von euch etwas aus dem Walde mitgebracht.« Die Geißerchen riefen: »Zeig uns erst deine Pfote, damit wir wissen, daß du unser liebes Mütterchen bist.« Da legte er die Pfote ins Fenster, und als sie sahen, daß sie weiß war, so glaubten sie, es wäre alles wahr, was er sagte, und machten die Türe auf.

Wer aber hereinkam, das war der Wolf. Sie erschraken und wollten sich verstecken. Das eine sprang unter den Tisch, das zweite ins Bett, das dritte in den Ofen, das vierte in die Küche, das fünfte in den Schrank, das sechste unter die Waschschüssel, das siebente in den Kasten der Wanduhr. Aber der Wolf fand sie alle und machte nicht langes Federlesen: eins nach dem andern schluckte er in seinen Rachen; nur das jüngste in dem Uhrkasten, das fand er nicht. Als der Wolf seine Lust gebüßt hatte, trollte er sich fort, legte sich draußen auf der grünen Wiese unter einen Baum und fing an zu schlafen.

Nicht lange danach kam die alte Geiß aus dem Walde wieder heim. Ach, was mußte sie da erblicken! Die Haus-

türe stand sperrweit auf: Tisch, Stühle und Bänke waren umgeworfen, die Waschschüssel lag in Scherben, Decke und Kissen waren aus dem Bett gezogen. Sie suchte ihre Kinder, aber nirgend waren sie zu finden. Sie rief sie nacheinander bei Namen, aber niemand antwortete. Endlich als sie an das jüngste kam, da rief eine feine Stimme: »Liebe Mutter, ich stecke im Uhrkasten.« Sie holte es heraus, und es erzählte ihr, daß der Wolf gekommen wäre und die andern alle gefressen hätte. Da könnt ihr denken, wie sie über ihre armen Kinder geweint hat. Endlich ging sie in ihrem Jammer hinaus, und das jüngste Geißlein lief mit. Als sie auf die Wiese kam, so lag da der Wolf an dem Baum und schnarchte, daß die Äste zitterten. Sie betrachtete ihn von allen Seiten und sah, daß in seinem angefüllten Bauch sich etwas regte und zappelte.

»Ach Gott«, dachte sie, »sollten meine armen Kinder, die er zum Abendbrot hinuntergewürgt hat, noch am Leben sein?« Da mußte das Geißlein nach Haus laufen und Schere, Nadel und Zwirn holen. Dann schnitt sie dem Ungetüm den Wanst auf, und kaum hatte sie einen Schnitt getan, so streckte schon ein Geißlein den Kopf heraus, und als sie weiter schnitt, so sprangen nacheinander alle sechse heraus, und waren noch alle am Leben und hatten nicht einmal Schaden gelitten, denn das Ungetüm hatte sie in der Gier ganz hinuntergeschluckt. Das war eine Freude! Da herzten sie ihre liebe Mutter und hüpften wie ein Schneider, der Hochzeit hält.

Die Alte aber sagte: »Jetzt geht und sucht Wackersteine, damit wollen wir dem gottlosen Tier den Bauch füllen, solange es noch im Schlafe liegt.«

Da schleppten die sieben Geißerchen in aller Eile die Steine herbei und steckten sie ihm in den Bauch, soviel sie hineinbringen konnten. Dann nähte ihn die Alte in aller Geschwindigkeit wieder zu, daß er nichts merkte und sich nicht einmal regte.

Als der Wolf endlich ausgeschlafen hatte, machte er sich auf die Beine, und weil ihm die Steine im Magen so großen Durst erregten, so wollte er zu einem Brunnen gehen und trinken. Als er aber anfing zu gehen und sich hin und her zu bewegen, so stießen die Steine in seinem Bauch aneinander und rappelten. Da rief er:

»Was rumpelt und pumpelt
In meinem Bauch herum?
Ich meinte, es wären sechs Geißlein,
So sind's lauter Wackerstein.«

Und als er an den Brunnen kam und sich über das Wasser bückte und trinken wollte, da zogen ihn die schweren Steine hinein, und er mußte jämmerlich ersaufen. Als die sieben Geißlein das sahen, da kamen sie herbeigelaufen, riefen laut: »Der Wolf ist tot! Der Wolf ist tot!«, und tanzten mit ihrer Mutter vor Freude um den Brunnen herum.

Das Märchen von den drei Federn (vgl. Uther 1996b: 17–20).

63. Die drei Federn

Es war einmal ein König, der hatte drei Söhne, davon waren zwei klug und gescheit, aber der dritte sprach nicht viel, war einfältig und hieß nur der Dummling.

Als der König alt und schwach ward und an sein Ende dachte, wußte er nicht, welcher von seinen Söhnen nach ihm das Reich erben sollte. Da sprach er zu ihnen: »Ziehet aus, und wer mir den feinsten Teppich bringt, der soll nach meinem Tod König sein.« Und damit es keinen Streit unter ihnen gab, führte er sie vor sein Schloß, blies drei Federn in die Luft und sprach: »Wie die fliegen, so sollt ihr ziehen.« Die eine Feder flog nach Osten, die andere nach Westen, die dritte flog aber geradaus und flog nicht weit, sondern fiel bald zur Erde.

Nun ging der eine Bruder rechts, der andere ging links, und sie lachten den Dummling aus, der bei der dritten Feder da, wo sie niedergefallen war, bleiben mußte. Der Dummling setzte sich nieder und war traurig.

Da bemerkte er auf einmal, daß neben der Feder eine Falltüre lag. Er hob sie in die Höhe, fand eine Treppe und stieg hinab. Da kam er vor eine andere Türe, klopfte an und hörte, wie es inwendig rief:

»Jungfer grün und klein,
Hutzelbein, Hutzelbeins Hündchen,
Hutzel hin und her,
Laß geschwind sehen,
Wer draußen wär.«

Die Türe tat sich auf, und er sah eine große dicke Itsche (Kröte) sitzen und rings um sie eine Menge kleiner Itschen. Die dicke Itsche fragte, was sein Begehren wäre. Er antwortete: »Ich hätte gerne den schönsten und feinsten Teppich.« Da rief sie eine junge und sprach:

»Jungfer grün und klein,
Hutzelbein, Hutzelbeins Hündchen,
Hutzel hin und her,
Bring mir die große Schachtel her.«

Die junge Itsche holte die Schachtel, und die dicke Itsche machte sie auf und gab dem Dummling einen Teppich daraus, so schön und so fein, wie oben auf der Erde keiner konnte gewebt werden. Da dankte er ihr und stieg wieder hinauf.

Die beiden andern hatten aber ihren jüngsten Bruder für so albern gehalten, daß sie glaubten, er würde gar nichts finden und aufbringen. »Was sollen wir uns mit Suchen groß Mühe geben«, sprachen sie, nahmen dem ersten besten Schäfersweib, das ihnen begegnete, die groben Tücher vom Leib und trugen sie dem König heim.

Zu derselben Zeit kam auch der Dummling zurück und brachte seinen schönen Teppich, und als der König den

sah, erstaunte er und sprach: »Wenn es dem Recht nach gehen soll, so gehört dem jüngsten das Königreich.« Aber die zwei andern ließen dem Vater keine Ruhe und sprachen, unmöglich könnte der Dummling, dem es in allen Dingen an Verstand fehlte, König werden, und baten ihn, er möchte eine neue Bedingung machen.

Da sagte der Vater: »Der soll das Reich erben, der mir den schönsten Ring bringt«, führte die drei Brüder hinaus und blies drei Federn in die Luft, denen sie nachgehen sollten. Die zwei ältesten zogen wieder nach Osten und Westen, und für den Dummling flog die Feder geradeaus und fiel neben der Erdtüre nieder. Da stieg er wieder hinab zu der dicken Itsche und sagte ihr, daß er den schönsten Ring brauchte.

Sie ließ sich gleich ihre große Schachtel holen und gab ihm daraus einen Ring, der glänzte von Edelsteinen und war so schön, daß ihn kein Goldschmied auf der Erde hätte machen können. Die zwei ältesten lachten über den Dummling, der einen goldenen Ring suchen wollte, gaben sich gar keine Mühe, sondern schlugen einem alten Wagenring die Nägel aus und brachten ihn dem König.

Als aber der Dummling seinen goldenen Ring vorzeigte, so sprach der Vater abermals: »Ihm gehört das Reich.« Die zwei ältesten ließen nicht ab, den König zu quälen, bis er noch eine dritte Bedingung machte und den Ausspruch tat, der sollte das Reich haben, der die schönste Frau heimbrächte. Die drei Federn blies er nochmals in die Luft, und sie flogen wie die vorige Male.

Da ging der Dummling ohne weiteres hinab zu der diken Itsche und sprach: »Ich soll die schönste Frau heimbringen.«

»Ei«, antwortete die Itsche, »die schönste Frau! Die ist nicht gleich zur Hand, aber du sollst sie doch haben.« Sie gab ihm eine ausgehöhlte gelbe Rübe, mit sechs Mäuschen bespannt. Da sprach der Dummling ganz traurig:

»Was soll ich damit anfangen?« Die Itsche antwortete: »Setze nur eine von meinen kleinen Itschen hinein.«

Da griff er auf Geratewohl eine aus dem Kreis und setzte sie in die gelbe Kutsche, aber kaum saß sie darin, so ward sie zu einem wunderschönen Fräulein, die Rübe zur Kutsche und die sechs Mäuschen zu Pferden. Da küßte er sie, jagte mit den Pferden davon und brachte sie zu dem König.

Seine Brüder kamen nach, die hatten sich gar keine Mühe gegeben, eine schöne Frau zu suchen, sondern die ersten besten Bauernweiber mitgenommen. Als der König sie erblickte, sprach er: »Dem jüngsten gehört das Reich nach meinem Tod.« Aber die zwei ältesten betäubten die Ohren des Königs aufs neue mit ihrem Geschrei: »Wir können's nicht zugeben, daß der Dummling König wird«, und verlangten, der sollte den Vorzug haben, dessen Frau durch einen Ring springen könnte, der da mitten in dem Saal hing.

Sie dachten: »Die Bauernweiber können das wohl, die sind stark genug, aber das zarte Fräulein springt sich tot.«

Der alte König gab das auch noch zu. Da sprangen die zwei Bauernweiber, sprangen auch durch den Ring, waren aber so plump, daß sie fielen und ihre groben Arme und Beine entzweibrachen. Darauf sprang das schöne Fräulein, das der Dummling mitgebracht hatte, und sprang so leicht hindurch wie ein Reh, und aller Widerspruch mußte aufhören. Also erhielt er die Krone und hat lange in Weisheit geherrscht.